G. Ch. Lichtenbergs Stellung zur deutschen Literatur

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
einer Hohen philosophischen Fakultät der

Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg

vorgelegt von

Richard Kleineibst
aus Weilburg a. d. Lahn

ACAD.
LUGD.BAT.
BIBL.

Straßburg
Verlag von Karl J. Trübner
1915

Von der Fakultät genehmigt am 28. Februar 1914.

Teildruck mit Genehmigung einer hohen Fakultät. Die ganze Arbeit erscheint in der Sammlung: „Freie Forschungen zur deutschen Literaturgeschichte“ im Verlage von K. J. Trübner in Straßburg.

Meinen Eltern

Vorwort.

Diese Arbeit möchte das geben, was ihr Titel verspricht: eine Darstellung der Beobachtungen Lichtenbergs über deutsche Schriftsteller und Schriftstellerei. Es soll versucht werden, ein Bild seiner Zeit durch ihn, ein Bild seines Charakters durch seine Urteile zu gewinnen. Ich habe mich bestrebt, möglichst in medias res zu gehen, und so erschien es mir vorteilhaft, mit dem Besonderen zu beginnen, in diesem Falle mit der Stellung Lichtenbergs zu bestimmten Persönlichkeiten oder literarischen Werken seiner Zeit. Erst auf Grund dieser Einzelbeobachtungen habe ich im letzten Kapitel versucht, ein Bild von Lichtenbergs Wesen und Charakter zu gewinnen, seine Lebensanschauung zu ergründen und den Einflüssen nachzugehen, die auf ihn gewirkt haben. Alle diese Fragen wurden in den vorhergehenden Kapiteln nur insoweit berücksichtigt, als sie zum Verständnis notwendig erschienen. So empfängt oft Früheres durch Späteres erst rechte Beleuchtung und wird das Spätere erst aus Früherem verstanden und durch es begründet.

Da diese „Probefahrt" nicht darauf ausgehen konnte, eine Biographie des Göttinger Gelehrten zu liefern, so durften nur die Personen und Verhältnisse in die Darstellung hineingezogen werden, die von Lichtenberg in ihrer Zugehörigkeit zum deutschen Parnaß gewürdigt worden sind. Seine Freundschaft mit dem Verleger Dieterich, mit Georg Forster u. a. wurde aus diesem Grunde hier nicht behandelt. Im übrigen habe ich nach größtmöglicher Vollständigkeit gestrebt.

Hingeführt zu Lichtenberg wurde ich durch Rich. M. Meyer; fertiggestellt wurde die Arbeit in Straßburg unter der Leitung von Franz Schultz.

Literatur und Abkürzungen.

Georg Christoph Lichtenbergs Aphorismen, nach den Handschriften herausgegeben von A. Leitzmann in Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Heft 1—5, Berlin 1902—1908 (zitiert A., B., C., D. usw. nach Lichtenbergs Benennung).

Georg Christoph Lichtenbergs vermischte Schriften. Neue vermehrte, von dessen Söhnen veranstaltete Originalausgabe, 8 Bände, Göttingen 1844—1847 (zitiert Schr.).

Lichtenbergs Briefe, herausgegeben von Leitzmann und Schüddekopf, 3 Bände, Leipzig 1901—1904 (zitiert Briefe).

Leitzmann, Aus Lichtenbergs Nachlaß. Weimar 1899 (zitiert Nachl.).

F. Lauchert, Lichtenbergs schriftstellerische Tätigkeit in chronologischer Übersicht dargestellt. Göttingen 1893 (zitiert Lauchert).

L. = Lichtenberg.

Die übrige Literatur ist jeweils in Noten kenntlich gemacht.

Kapitel I.

Lichtenbergs Auffassung vom Sturm und Drang.

Sein Widerstand gegen Goethe besonders.

(Goethe, Lenz, Wagner, Klinger, Maler Müller, Leisewitz, Schiller, Herder.)

Noch bis vor kurzem war Georg Christoph Lichtenberg, der scharfe Kritiker des Sturm und Drangs, von der Literarhistorie stiefmütterlich und seiner Bedeutung nicht entsprechend behandelt worden. Selbst Hettner widmet ihm kaum zwei Seiten seines großen Werks und möchte ihn fast „zu dem Geschlecht der Nicolaiten zählen“ [1]). In großem Zusammenhang hat ihn einzig Gervinus nach seinem ganzen Werte gewürdigt. Das ausgezeichnete Charakterbild, das er von Lichtenberg entwarf und durch Kontrastiernng mit Zeitgenossen plastisch vertiefte, hat dann vor allem noch R. M. Meyer in einem besonderen Essai durch manche neue Züge feiner herausgearbeitet [2]).

Die Fülle von L.s Wesen, intimere Züge seines Charakters zu erkennen, klar zu erschauen, was er geliebt und gehaßt, ist jedoch erst möglich, seitdem Leitzmann die Aphorismenhefte und Tagebuchnotizen, wie auch zahlreiche Briefe L.s neu entdeckt und herausgegeben hat.

Jetzt erst ist es möglich, L.s Urteile über Zeitgenossen und Zeitströmungen in der ursprünglichen Gestalt, in all ihrer Drastik und all ihrer Feinheit zu würdigen, Beziehungen aufzudecken, die dunkel

---

[1]) Hettner: Gesch. d. d. Lit. im 18. Jahrh. 4ª III, 1, S. 369.

[2]) S. R. M. Meyer: Jonathan Swift und G. Ch. Lichtenberg, zwei Satiriker des 18. Jahrh. Berlin 1886, S. 72.

waren, zu schauen, wie sich in seinem Hirn die Welt malte, in der er lebte. Oft sah er sie anders wie wir; den Dingen näher stehend, war er manchmal kurzsichtig und verkannte ihre Tragweite, oft aber ist sein Urteil über die Bedeutung bestimmter Zeitereignisse, die uns ganz unwichtig dünken, maßgebender als das unsere und läßt uns den Geist seiner Zeit besser erkennen, als ein aus der Entfernung entworfenes Bild.

Um so wertvoller sind uns die Zeugnisse seines Miterlebens, als er sich nicht widerstandslos von jeder Strömung hierhin oder dorthin treiben ließ, sondern mit scharfem Geist ihrem Lauf folgte, ihn zu befördern suchte oder ihm Dämme entgegenbaute, wie es ihm gut und nützlich dünkte. Er war skeptisch und prüfte genau, „Zweifle an Allem wenigstens Einmal", rät er, „und wäre es auch der Satz: 2×2 ist 4" (Schr. II, 136).

Diese Cartesianische Skepsis gibt seinem Urteil eigenartige Bedeutung, selbst wenn sie ihn dazu verführt, in aristokratischer Selbstherrlichkeit auch dann der herrschenden Meinung aus dem Wege zu gehen, wenn er mit ihr übereinstimmen muß.

„Ich habe den Young nicht ganz lesen können, als es Mode war, ihn zu lesen, und halte ihn noch jetzt für einen großen Mann, da es Mode ist, ihn zu tadeln", sagt er in den Bemerkungen über sich selbst (Schr. I, 10) [1]). Die literarhistorische Forschung wird manchem seiner Urteile nicht zustimmen können. Trotz aller Skepsis war er eben zu temperamentvoll, zu sehr auf sich selbst gestellt, als daß er nicht manchmal weit übers Ziel geschossen hätte, aber nicht nur ihn selbst wird man aus den allzu individuellen Urteilen am besten kennen lernen, auch die Nöte wie die Größe seiner Zeit werden klarer aus ihnen hervortreten, als aus den Kritiken ruhigerer, aber weniger scharfer Köpfe. Eine genauere Kenntnis dieses geistreichen, ungeheuer belesenen Menschen macht es uns Späteren ja leicht, die Gründe dieser Übertreibungen festzustellen und so seine Urteile objektiv zu nutzen.

[1]) S. auch Schr. I, 309. Derselbe Widerwille macht sich auch bei wissenschaftlichen Fragen bemerkbar. Vgl. z. B. Physik. und mathem. Schriften IV, S. 199 (ed. 1806, Bd. 9). Von dieser Selbstherrlichkeit ist ganz zu trennen das geringe Selbstbewußtsein eigenen Leistungen gegenüber, s. u. bes. Teil V.

Zu diesem Behufe einige kurze biographische Notizen, soweit sie für L.s Geistesbild notwendig sind.

Georg Christoph Lichtenberg wurde 1742 als achtzehntes Kind des Dorfpfarrers von Ober-Ramstadt bei Darmstadt geboren. Angeblich trug er schon als Kind durch einen unglücklichen Fall eine Rückgratverkrümmung davon, über die er zwar in tapferer Selbstironie hin und wieder spottet (B. 77), ohne doch jemals die eigene Mißgestalt vergessen zu können [1]). In höherem Alter hat ihn dies Gebrechen derart mißtrauisch und menschenscheu gemacht, daß er einmal anderthalb Jahre lang sein Zimmer nicht verließ (Schr. I, 19). Das Bewußtsein körperlicher Minderwertigkeit und ewige Kränkeleien gaben seinem Wesen jenen Zug der „Décadence", wie sie Nietzsche definiert; eine erhöhte Reizbarkeit, die ihn klagen ließ: „Es thun mir viele Sachen weh, die anderen nur leyd thun" (B. 383) [2]), die ihn aber auch befähigte, auf Dinge zu reagieren, die an anderen spurlos vorübergehen [3]).

Bis zu der Zeit, wo er die Universität bezog, war sein Lebensgang äußerlich normal und ohne jedes aufregende Ereignis. Im Jahre 1763 kam er als Student nach Göttingen, wurde 1770 dort außerordentlicher und 1775 ordentlicher Professor, nachdem er ein Jahr vorher schon zum Mitglied der Göttinger Sozietät der Wissenschaften ernannt worden war.

In diese Zeit von 1770 bis 1775 fallen seine beiden Reisen nach England (1770 und 1774/75), die für seine Geistesbildung und seine Lebensauffassung von der größten Bedeutung waren.

Ein sprudelnder Übermut, eine frische Lebenslust spricht aus den Briefen an seine Freunde, besonders aus denen der Jahre 1774/75. England war ihm das gelobte Land [4]); wenn er seine politischen,

---

[1]) Vgl. Theodor Poppe: Göttinger Geschichten aus Lichtenbergs und Kästners Zeiten. Deutsche Rundschau 1901, S. 447 ff. Neuerdings auch die Veröffentlichung eines Briefes von Johann Bernhard Hermann in ZVFr., 5. Jahrg. H. 12, S. 392.

[2]) S. auch Schr. I, 14.

[3]) Vgl. die reizend feine Bemerkung unter B. 75.

[4]) Boie wirft ihm „Anglomanie" vor. S. Bfe. von und an Bürger: Nr. 619

künstlerischen oder seine gewöhnlichen Lebenszustände mit dem Leben in Deutschland vergleicht: so immer zum Nachteil seines Vaterlandes [1]). Der Stolz und das Selbstbewußtsein der Engländer imponierte ihm gewaltig, ihre politische Reife und Selbständigkeit mußten ihm um so schätzenswerter erscheinen, als es damals in Deutschland trotz Friedrich II. keine Macht gab, die man in politischer Beziehung mit England hätte irgend vergleichen können [2]). Doch mehr noch als das Volk in abstracto interessierte ihn, wie die Menschen der Aufklärungszeit überhaupt, das Volk selbst in seinen Lebensgewohnheiten und seinem Treiben in Liebe und Haß [3]). Selbst vor Püffen und größeren Gefahren — vom Taschentuchraub bis zum Messerstich — schreckte er nicht zurück, wenn es galt, das Straßenleben und den Pöbel Londons zu studieren. Mit wie naivem Stolz erzählt er z. B. dem Freund Baldinger, daß er zu seiner „größten Satisfaction" Engländer habe sagen hören, „daß sie nicht gewagt hätten, was ich gewagt habe" (Bfe., I, 206).

Ebensosehr wie dies intensive Leben, in das er sich kopfüber hineinstürzte, wird zu seinem freudigen Wohlbefinden in England die Gunst der königlichen Familie beigetragen haben und die Hochschätzung, die man ihm von allen Seiten entgegenbrachte (s. z. B. Bfe. I, 200/202). Er speiste nicht nur — zeitweise täglich — an der königlichen Tafel, sondern durfte sich rühmen, den König auch bei sich, kurz nach dem Aufstehen, noch in primitivster Toilette empfangen

III, S. 670. Vgl. ferner L.s Briefe II, 81, „denn ich liebe die englische Litteratur über alles".

[1]) „Keiner seiner Zeitgenossen, aber auch kein einziger, hat wie er das Krankhafte und Elende der kleinstaatlichen Atmosphäre erkannt, in der er nach Gervinus Worten verkümmern mußte wie Forster und wie tausend andere." S. R. M. Meyer, a. a. O. S. 72.

[2]) Noch in der fünften Hogarth-Erklärung, die erst nach seinem Tod erschien, preist er das demokratische Regiment Englands, wo dem Verdienst alle Wege offenstehen (s. dort S. 17).

[3]) Das schöne Wort Popes „The proper study of mankind is man" gilt gerade für Lichtenberg, der sich schon in frühester Jugend mit Psychoanalyse beschäftigt und Beobachtungsresultate aufzuweisen hat, die weit über seine Zeit hinausweisen und in ihrer Tendenz von der neuen Psychologie, wenn nicht bestätigt, so doch großenteils neu aufgegriffen wurden.

zu haben. Von der Königin entlieh er Bücher und erhielt von ihr unter anderm auch Lavaters Fragmente, die ihm damals zuerst zu Gesicht kamen. Überhaupt beschäftigt er sich gerade in England besonders viel mit der zeitgenössischen deutschen Literatur; hier drängt sich ihm am stärksten auf, daß sich die deutschen Dichter, was Ziele und Formen anginge, auf Irrwegen befänden. Die praktische Tendenz des Engländers, die in seinem Welthandel, seiner Politik und vor allem seiner Erziehung für das spätere tätige Leben (vgl. F. 58) zum Ausdruck kam, hatte es ihm angetan; und damals in England, selbst von diesem Wirkungsdrang ergriffen, faßte er den Plan zu einer großen Satire gegen die herrschende Mode der Originalgenies.

Selbstverständlich datiert sein Interesse an deutschem Geistesleben nicht erst von seinem Aufenthalt in England. Schon im Aphorismenheft B. — also vor seiner ersten Reise — schreibt er unter Nr. 18 [1]) „Beobachtung zur Erläuterung der Geschichte des Geists dieses Jahrhunderts" und notiert sich einiges über die Art und Richtung dieses Versuchs, der auch eine Gegenüberstellung des Originalgenies (hier noch im ernsthaften Sinne gebraucht) und des „unglücklichen Schrifftstellers" bringen sollte [2]).

Manche der hier fixierten Gedanken finden sich später in den zur eigentlichen Satire gegen Originalgenies gehörigen Aphorismen wieder, deshalb erwähne ich sie jetzt. Noch viel mehr Material aber wurde übernommen aus den Aufzeichnungen zu einer größeren, allerdings auch nur geplanten Satire, deren Entstehungszeit in den Winter 1773/74 fällt. Es sollte ein „Ding gegen die schlechten gelehrten Zeitungsschreiber" werden (Bfe. I, 191) und geht selbst wieder zurück auf die Abwehrmaßregeln, die er gelegentlich der Angriffe auf den Timorus [3]) ergreifen wollte [4]).

[1]) Mitte des Jahres 1768, s. Anm. S. 197.

[2]) S. B. 22 und Anm. zu B. 17. Daß die „Beobachtungen" in dieser Gegenüberstellung gipfeln sollten, wie Leitzmann meint (Anm. B. 17), ist nicht anzunehmen; der Plan war wohl viel weiter gefaßt und nicht eigentlich als Satire gedacht.

[3]) S. u.

[4]) S. hierüber Anm. Aphorismenbuch D. S. 263/65.

Eine „veränderte Frontrichtung", wie Leitzmann sagt, erhielt diese Satire dann wohl durch eine Anregung Nicolais, der ihn auf die Originalgenies hinwies. Wenigstens schreibt ihm Lichtenberg am 2. September 1776 (Bfe. I, 262) „Meine Schrifft ..... ist eigentlich ein Versuch einen Vorschlag auszuführen, den Sie mir einmal vor ein paar Jahren thaten, meine Satyre gegen die verderbliche Geniesucht unserer Zeit zu wenden". — Doch kam der eigentliche Plan, wie gesagt, erst in England zur Reife und hier gewann die Satire den kurzen und prägnanten Titel „Parakletor" [1]). Auch die Titelvignette, die bezeichnend für L. ist, hatte er schon ausgesonnen: „Das gesicht eines lachenden Satyrs, das durch einen Operngucker sieht, ... Das Objektivglas muß nach dem Leser gerichtet seyn, obgleich das Perspecktiv nach einem anderen Gegenstand zu zielen scheint. Ein Sinnbild für die Ironie" [2]).

Lichtenberg war nicht der erste, der diese „homines novi" aufs Korn nahm. Der literarische Unfug und die wilde Übertreibung einzelner „Originale" war schon früher nicht ohne Gegenströmung geblieben. — Wieland hatte 1773 dem ersten Ansturm der jugendlichen Genies den „Merkur" als „eine Art von litterarischem Revisionsgericht" gegenübergestellt, und bereits im zweiten Bande (5. St. S. 164 f.) findet sich eine Rezension des Gießener Schmidt mit Worten, die in ähnlicher Weise bei Lichtenberg wiederkehren: „Nicht wenige versuchen es daher auf dem Kopf zu gehn, um sich nicht der Füße mit dem gemeinen Haufen zu bedienen." Über Lenzens „Ton

---

[1]) S. (Anm. Aph.-Buch E. S. 361 ff.) den von Leitzmann im Nachl. gefundenen und hier abgedruckten Foliobogen, der eine Art Disposition zu einer anders betitelten Satire darstellt und zum Parakletor jedenfalls in Beziehung steht. Ferner: Leitzmann, Aph.-Buch D. S. 265. Der Titel des Parakletor lautet vollständiger: Parakletor oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind." (Schr. II, 207, ebenso D. 522).

[2]) E. 105. — Was in den Aphorismenbüchern an Bausteinen für die einzelnen geplanten Werke vorhanden ist, hat Leitzmann zusammengestellt und geordnet. Ich werde also, soweit die Aphorismenbücher in Betracht kommen, in gewohnter Weise zitieren, ohne die Zugehörigkeit zu dem einen oder anderen Torso besonders zu betonen.

eines Sehers", der „gleichwohl gerade nichts sagt, das sich der Müh verlohnte, das Maul soweit aufzureißen" [1]) wird in nicht gerade höflicher Weise gespottet, aber die „Stürmer und Dränger" beherrschen trotzdem die Szene. — Welch dithyrambisches Geschwefel läßt ein Kritiker noch 1776 über Lenz los [2]): Shakespear zu Lenz: „Wer bist Du Jüngling mit den wackern Augen? Sympatetischer Geist! — Sag an Deinen Namen. Du bist der würdigste Herold, den mir Fama gesendet — Lenz! Wirst ein Feuer in den Seelen Deiner Brüder entzünden und wirst meiner Nebenbuhler viel machen." Später an Teutonia: „Hast Du noch viel Goethe und Lenze zu Werkmeistern." —

Lichtenberg, der noch voll von englischen Eindrücken war, der in England die praktische Leistung ganz besonders schätzen gelernt hatte, mußte eine solche Sprache verdrießen. Hatte er doch vorher schon ärgerlich ausgerufen: Es ist ein Vorurtheil unsers Jahrhunderts in Deutschland, daß das schreiben so zum Maaßstab des Verdienstes gediehen ist [3]).

Wenn er dann junge Dichter, die im günstigsten Fall eine Hoffnung sein konnten, nach ihrer ersten Arbeit neben oder gar über Shakespeare gestellt sah, so mußte ihm, der Shakespeare über alles verehrte, der Zorn kommen [4]). Und dann sah er in dieser Überhitzung eine große Gefahr für Deutschland. „Gewiß kan in Deutschland", schreibt er gewissermaßen zur Rechtfertigung seines Parakletor, „nichts der Aufmerckſamkeit eines satyrischen Kopfs würdiger seyn, als der jezt so allgemein gewordene lächerliche Eyfer Original zu seyn. Es gehen über diesem bemühen die besten Köpfe zu Grunde".... usw. (E. 80), denn „Der Deutsche ist nie mehr Nachahmer als wenn er absolut Original seyn will ....." usw. (D. 364) [5]).

Wie schwingt er dann aber auch mit lachender Miene die Peitsche

---

[1]) T. Merk, 1775, I, 1, S. 95/96.
[2]) Frankf. Gel. Anz. S. 113.
[3]) C. 59. Ferner C. 85, D. 55, 194 und Schr. II, 27/28.
[4]) S. E. 254 und bei Goethe.
[5]) S. F. 4 (Konträrnachahmung).

der Satire, wie matt und armselig erscheinen dagegen die gereimten und ungereimten Plattheiten der anderen Geniewidersacher [1]).

Lessing fand im Freundeskreise zwar ein kräftiges Wort gegen den Genieunfug [2]), aber er hielt sich öffentlich — wohl im Bewußtsein seines Ranges — vornehm zurück.

Die Gespreiztheit, die künstlerische Unsicherheit, das wilde regellose Gebaren der Genies, die ihre Stärke darin suchten, anders zu sein als der Philister, parodiert Lichtenberg köstlich, wenn er schreibt: „Es war eine Lust anzusehen, 30 Yorike ritten auf ihren Stecken Pferden in Spiralen um ein Ziel herum, das sie den Tag zuvor in einem Schritt erreicht hätten, der der sonst beym Anblick des Meeres oder des gestirnten Himmels nichts dencken konte, schrieb Andachten über eine Schnupftabacks Dose [3]). Shakespear stunden zu Dutzenden auf, wo nicht allemal in einem Trauerspiel, doch in einer Recension. Da wurden Ideen in Freundschafft gebracht, die sich außer Bedlam nie gesehen hatten; Raum und Zeit in einen Kirschkern geklappt und in die Ewigkeit verschossen, und das hieß eins, zwey, drey" usw. (D. 604). Oder: „der eine hinckte, der andere affectire ein steifes Knie, der dritte schlüge ein Rad, der 4te Purtzelbäume, der fünfte gienge auf Stelzen, der sechste mache den Hasentanz, der siebente hüpffte auf einem Bein, der achte rollte, der neunte reite sein spanisch Rohr, der zehnte gienge auf den Knien, der elfte krieche und der 12te rutsche" usw. (ebenda) [4]).

In keiner der anderen Satiren hat er sich wieder zu dieser lachenden Freiheit aufgeschwungen, mit solcher Treffsicherheit seine satiri-

[1]) Als Beispiel möge das im Gött. Musenalm. von 1777 (S. 48) stehende Rezept zu einem Originalgedicht dienen: Nimm sechsgesilbte Wörter fein — Misch etlich dunkle Bilder drein — Dazu noch etwas Adlerblut — Gedörrte Schädel sind auch gut; — Laß alles mählich destillieren; — Darnach mußts durcheinander rühren, — Schütts in einen alten teutschen Pokal; — Kömmt flugs dir eine Raserey: — Trink' und vomirs nur ohne Scheu; — Wirst sehn, 's ist 'n Original.

[2]) Wer mich ein Genie nennt, dem geb ich ein paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es sind vier (E. Schmidt, Lessing II, 3a, 57).

[3]) S. u. bei Jacobi.

[4]) S. auch den fast wie eine Illustration hierzu anmutenden Kupfer Chodowieckis, der bei Vogt und Koch (1897) S. 544 reproduziert ist.

schen Pfeile verschossen, ohne doch ihre Spitzen zu vergiften, wie er es in späteren Polemiken tat. Wenn er auf Personen zielte, zielte er genau und deutlich, aber er schlug nie jemand mit Keulen zu Boden, wenn er es auch an fast geniemäßiger Derbheit nicht fehlen ließ.

Keiner hat ihn wohl besser gerechtfertigt als der, den er am meisten visierte — Goethe. Er, der frühere Stürmer und Dränger, urteilt über die Genieperiode in Dichtung und Wahrheit [1]): „Damals manifestierte sich s (das Genie) nur, indem es die vorhandenen Gesetze überschritt, die eingeführten Regeln umwarf und sich für grenzenlos erklärte. Daher war es leicht genialisch zu sein, und nichts natürlicher, als daß der Mißbrauch in Wort und Tat alle geregelten Menschen aufrief, sich einem solchen Unwesen zu widersetzen" [2]).

Gerade das Ungeregelte [3]), dieses Sich-leicht-machen, indem man damals schon — wir haben das ja auch erlebt — das Dogma von der alleinseligmachenden Improvisation [4]) aufstellte, rief L.s Widerstand wach. Er wußte, daß auch Genie ohne Fleiß und Arbeit nichts Bedeutendes schaffen kann. Seine eigene Arbeitsmethode spricht es ebenso überzeugend aus wie seine Aphorismen [5]). „Um einen Gedancken recht rein darzustellen, dazu gehört sehr vieles abwaschen und absüßen" ..... usw. (J. 268). Und spöttisch: „Ich sehe nicht, warum da der Autor selbst nur 9 Monat in Mutterleib gelegen hat, ein Buch 9 Jahre im Pult liegen soll" usw. (F. 92) [6]).

---

[1]) Cotta Jubil. XXV, S. 106.

[2]) Er selbst hat sich bekanntlich viel früher schon wie auch Klinger, der dem Sturm und Drang den Namen gab, in Satiren „einem solchen Unwesen" widersetzt.

[3]) L. meint es ironisch und hat doch auch ernsthaft genommen einen schönen Ausdruck gefunden gegen das In-den-Tag-hineinstürmen der Genies, wenn er sagt: „Was mir an unsern Definitionen vom Genie nicht gefällt ist, daß so gar nichts vom jüngsten Tag darin vorkommt, nichts vom Hallen durch die Ewigkeit und nichts von den Fußtritten des Allmächtigen (E. 501).

[4]) Auch diese Strömung hat Goethe am treffendsten charakterisiert. (S. Wanderjahre Cotta Jubil. XX, 10.)

[5]) S. z. B. D. 46, F. 72, J. 268, Schr. III, 223, Hogh. IV, 89/90.

[6]) Vgl. ferner F. 91 und 294, E. 248. Über dieselbe Vorschrift Horazens: Nonunque prematur in annum brachte Kästner in D. Mus. 1777 (8. St. S. 145/46) eine satirische Auslegung, die genau die von L. schon 1776 notierten Gedanken und Kommentare, wenn auch in gröberer, weniger geistreicher Form enthält.

Er hatte nicht nur den Vorschlag gemacht (E. 46), jeden Gedanken zuerst wie die Kaufleute in das „Waste book (Sudelbuch, Klitterbuch glaube ich im Deutschen)“ einzutragen, sie dann in das Journal mehr systematisch, von da in den „Leidger at double extrance“ als „Debtor“ und „Creditor“ geordnet zu übertragen und so endlich zu verbinden, er hat auch selber die aufgefundenen Aphorismenbücher nur als „Waste book“ angesehen, denselben Gedanken, sechs-, sieben-, achtmal in der verschiedensten Form dort niedergeschrieben, um den einen oder anderen endlich in irgend einer Schrift kurz zu verwerten. All die maßlosen genialischen Übertreibungen, die im Überschwang des ersten, grenzenlosen Freiheitsgefühls geboren wurden, die als Reaktion gegen den Rationalismus und seine allzu nüchternen Kunstprodukte entstanden, kamen ihm, dem klaren, nüchternen, durch Reisen und größere Erfahrungen gleichmäßigeren Menschen als ebensoviel Ausgeburten des Tollhauses vor. Sogar in der Karikatur verwirft er die Übertreibung und stellt noch 1794 als Kriterium „der Dauer von Hogarths Werken und vielleicht von allen Werken der Kunst, die dauern“ fest, daß „alles dieses ohne Übertreibung angeführt“ ist [1]). Mit einer durch ihre paradoxale Umkehrung unübertrefflichen Bosheit erklärt er in der „Bittschrift der Narren“, die „eine höchst witzige Persiflage des verrenkten Styls in der Periode der Kraftgenies“ ist [2]), daß „er (der Verfasser, gemeint ist Goethe) vermuthlich die vernünfftig scheinenden Zeilen, die vor dem Böotischen hergehen, in einem Anfall von Raserey, hingegen die böotischen und andern bey bei einer Wiederkehr seiner Vernunfft geschrieben haben muß“ (E. 242 Anm.) [3]).

Angesichts des vielen ungegorenen Mosts, der als echter alter Wein verkauft wurde, dieser wilden Form- und Regellosigkeit, die die hochgerühmten Produkte der Genieperiode auszeichnet, konnte er wohl ausrufen „Es fehlt den Deutschen sicherlich noch ein Boileau“ [4])

[1]) S. Hogartherkl. Kupfer I (Kunstgesellschaft S. 98).

[2]) Jördens III, 345.

[3]) S. auch D. 187, E. 53, 57, 242, 256, 322, 365, Schr. II, 40, IV, 236 u. Bfe. II, 218.

[4]) F. 506, wie er über Regeln zur Kunst usw. dachte, wird weiter unten (bes. Teil V) noch erörtert werden.

und blindlings das verwerfen, was kühn über alle Hecken und Schranken, die der französischen Dichtkunst gezogen waren, hinwegsetzte, um gerade dadurch seine Verachtung des Boileaumäßigen zu bekunden. — Eins übersah Lichtenberg in seiner Erbitterung allerdings ganz: daß ihn selbst mit den Bestrebungen der Genies manches verband; die Gesundheit und Kraft, die sich kundgab in der Reaktion gegen die zuckersüßen Sentimentalitäten der Anakreontiker, zeichnete auch ihn aus, und sicher war ihm das weibische Gebahren derselben ebenso zuwider wie dem tollsten Geniemann. Wie köstlich hatte doch Lenz im „Pandaemonium germanicum" — bei aller von L. rechtmäßig gegeißelten größenwahnsinnigen Selbstüberhebung — über das „Jacobitchen" gespottet, das Chaulieu und Chapelle auf einer Wolke von Nesseltuch in den von allen möglichen Poeten, Schöngeistern und Laien erfüllten Tempel des Ruhms herablassen, wo es dann auf einer Sackvioline spielt und Papillons als „Liebesgötterchen" fliegen läßt [1]).

Noch weniger Gnade vor L.s Augen fand die sympathischste Tendenz des Sturm und Drangs, die Vorliebe für altdeutsche Literatur.

Im Jahre 1779 ließ er den „Brief" „Von ein paar alten deutschen Dramen" an den Herausgeber des Deutschen Museums ergehen [2]), worin er sich über einige Dramen des Rudolf von Bellinckhaus lustig macht. Es ist nicht zu bezweifeln, daß ihm das Verständnis für Volksdichter fehlte, daß er mit dem Spott über Bellinckhaus gleichzeitig die „Originale" lächerlich machen wollte. Aus dem Grunde suchte er zu zeigen, wie eben nur verdrehte Köpfe sich mit dem „sonderbaren Manne" beschäftigen könnten, „der das Talent Verse ohne Poesie zu machen in einem höheren Grade besessen, als irgend ein neuerer Lieblingsdichter unserer Jugend" [3]).

---

[1]) S. Sauer: Stürmer und Dränger II, Lenz S. 146 ff.

[2]) D. Mus. 1779, II, S. 145 ff., Schr. IV, 123 ff. S. ferner C. 87, 89, 102. Bfe. I, 103.

[3]) Schr. IV, 124. Leitzmann versucht (Anm. zu C. 87), Lichtenberg gegen Goedeke (Grdr. [2] II, 398), „der mit seinem pahtetischen Rettungsversuch Lichtenberg bitter Unrecht tut", in Schutz zu nehmen. Goedeke habe Lichtenberg voll-

Über die aus dem Interesse für die alte volkstümliche Dichtung neugeborene Liebe zum Volkslied, das man noch eigenmächtiger behandelte als die Romantiker es taten, kann ich nur einen einzigen Aphorismus finden, und dieser wendet sich gegen die mythologischen Narrheiten der Genies, „Denn unsere Volkslieder sind offt voll von einer Mythologie, die niemand im Städtgen kennt, als der Narr, der das Volckslied gemacht hat“ [1]).

Es mag bedauerlich sein, aber es ist nicht zu bestreiten, daß L. hierin weniger einsichtig und weitblickend war als sein großes Vorbild Lessing, der Freund Nicolai des „Kleynen feynen Almanachs“ wegen ganz energisch tadelte. Lichtenberg aber witterte in jeder Abkehr vom aktuellen Leben eine neue Gefahr für den deutschen Jüngling, dem des Engländers praktischer Sinn so sehr mangelte. Daß mit der Freude am Vergangenen und Volkstümlichen eine Stärkung des nationalen Selbstbewußtseins verbunden war, mochte er dabei ganz übersehen, zum mindesten hierin nicht einen Ausgleich für den größeren Schaden finden.

Mit Lessing traf er sich dagegen wieder in der gemeinsamen Vorliebe für englische Dichtung und Literatur, vor allem für Shakespeare; und ebenso in der Verurteilung des neu entstandenen „Deutschen Shakespear“, des jungen Goethe.

Gerade das Fanfarengeschmetter und Paukengekrach, das die Kritik beim Erscheinen des Götz anstimmte, das Gehämmer, „das die Zeitungsschreiber im höltzernen Capellchen, das sie auch den Tempel des Ruhms nennen“ [2]), vollführten, gerade das ließ L.

ständig mißverstanden. Demgegenüber ist festzustellen, daß L. in diesem Aufsatz eine ganze Richtung lächerlich machen will, und daß dem ganzen Zusammenhang nach auch Hans Sachs, der heut so Geschätzte, bei ihm nicht viel günstiger abschneidet als Bellinckhaus, wenn es auch andererseits Übertreibung ist, daß er „eine Vergleichung mit Hans Sachs für eine ästhetische Verurteilung zu halten vermochte“.

[1]) S. E. 433. Er rechnet hier unter die „Genies“ — diesen Ausdruck gebraucht er — auch die öfter an eigens reservierten Pranger gestellten „Anakreontiker“ und „Bündler“, auf die dieser Hieb eigentlich besser paßt.

[2]) S. D. 106.

in allzu großer Hitze ungerecht werden gegen den jungen Dichter [1]). In seiner sehr verständlichen Empörung gegen manche sinnlose, dithyrambische Lobhudelei ließ er auch das Objekt und Opfer der Kritik seinen Zorn entgelten, sah er in Goethe doch den Führer der Originalgenies und auch den Verführer. In dem schon vorher erwähnten Bruchstück D. 604 (zu datieren wohl Anfang 1775) rempelt er Goethe sehr derb an: „Selbst draußen in Böotien entstund ein Shakespear, der wie Nebucadnezar [2]) Gras statt Francfurter Milchbrod fraß, und durch Prunkschnitzer sogar die Sprache originel machte." Wesentlich milder und verständnisvoller hatte er kurz nach dem Erscheinen des Götz geurteilt, auf den besonders sich diese Bemerkung bezieht. Am oder nach dem 20. Dezember 1773 schreibt er in dem Bruchstück D. 211: „Darunter war einer, der sich einen Maulbeerbaum pflanzte der wircklich nicht übel war ..., weil ehmals ein Mann in England sich auch durch einen Maulbeerbaum berühmt gemacht hatte, so verglichen sie ihn mit jenem, so wie wir die Könige Götter

---

[1]) Vgl. z. B. die, wie der Verfasser selbst zugibt, urteilslose Kritik im T. Merkur 1773 (III, 267/87), dessen allgemeine Stellung, wie oben erwähnt, nicht gerade geniefreundlich war. (Allerdings erklärt Wieland in einer Anm., daß seine Ansicht nicht unbedingt mit der des Rezensenten identifiziert werden dürfe.) „Wahrhaftig denjenigen würden wir sehr bedauern", schreibt der mit M. unterzeichnete Kritiker, wohl der Gießener Schmidt, „der Muße genug gehabt hätte, während der ersten Durchlesung dieses interessanten Stücks zu bemerken, daß der Verfasser fast auf allen Seiten gegen die Vorschriften der Kritik gesündigt. Uns war dies das sicherste Kriterium des Genies, daß der unbekannte Verf. uns in einer so fortdauernden Täuschung, und in einem so ununterbrochenen Genusse erhalten hatte, die uns nicht erlaubten, an Urteil und Vergleichung zu denken" usw. S. auch Braun: Schiller und Goethe im Urteil ihrer Zeitgenossen, Leipzig 1882.

[2]) Ganz ähnliche, bissig ironische Vorwürfe hatte schon die Gottschedin im „Witzling" gegen die Bodmer-Klopstockische Gefühlspoesie gerichtet. — Daß die besondere Veranlassung der ironischen Parallele mit Nebucadnezar, die Leitzmann (Anm. zu D. 604) für dunkel erklärt, nur eine ganz allgemeine Stichelei auf das Naturburschentum der Stürmer und Dränger ist, darf man wohl annehmen. Auch die Variation dieses Satzes (E. 226) spricht dafür. Die „Kuchenzeiten" dort heißen wohl nichts anderes als Empfindsamkeitsepoche, denen das „Wurzeln roh zu fressen" gegenübergestellt wird. Die Rückkehr der Genies zur Natur wird also wohl als Reaktion gegen sentimentale Richtung erkannt.

der Erde nennen. Aber die Sachsenhäußer müssen den englischen Maulbeerbaum nicht gesehen haben, ich habe gehört, daß ein Zweig von dem englischen 10 mal dicker ist, als der Stamm von dem Sachsenhäuser“ [1]). — Diese satirische Rangordnung erscheint nicht unbillig, besonders wenn man bedenkt, daß L. mit dieser Kritik gegen eine maßlose Überschätzung Front machte. Bedeutsam ist es, daß zwischen dieses Urteil und das vorher zitierte, mit Swiftscher Galle geladene, seine Reise nach England fällt. — Hier traten ihm wohl die englischen Dichter wieder näher, er empfand, daß es eine alberne Nachahmung sei, „wenn ich originell schreibe zE. in synkopischen Sentenzen, fluche und schimpfe wie Shakespear, leyre wie Sterne, senge und brenne wie Swift“ usw. (D. 604), ohne mit dem Ton auch den Geist der Originalwerke zu treffen [2]). Dazu kam auch, daß der Götz inzwischen Nachahmer gefunden hatte, daß die synkopierte Sprache, die abrupten Worte in ihm bei jeder passenden und noch mehr bei jeder unpassenden Gelegenheit mit freudigem kritiklosem Selbstbewußtsein angewandt wurden [3]), so daß er L. wohl gefährlich erscheinen konnte. Daß gerade die Beschäftigung mit Swift, dem Zeichner Hogarth und anderen englischen Satirikern den Wunsch in ihm wach rief, die Zustände in der deutschen Gelehrtenrepublik und auf dem Parnaß in einem großen satirischen Roman zu karikieren, darüber schreibt er selbst nichts, doch sind die Engländer sicher Wegweiser für ihn gewesen. Einen Mittelpunkt, um den sich alles gruppierte, brauchte er für seine Satire. Was lag näher, als den hervorragendsten Vertreter des Sturm und Drangs zu wählen, ihn, der von den Strahlen

---

[1]) S. auch D. 126, 646.

[2]) Vgl. E. 196, Schr. III, 212. Ferner auch Young: Über den Geist der Originalwerke (On original Compositions). S. die Neuausgabe von K. Jahn in den Kl. Texten Bd. 60, Bonn 1910.

[3]) S. die Satire: Correspondenz zwischen Asmus und seinem Vetter, das Studium der schönen Wissenschaften betreffend (D. Mus. 1778, III, 189/90 u. VIII, 127 ff.). Auch E. Schmidt: Lessing II³, S. 55/56. — Dagegen den mit Sz. unterzeichneten Artikel: Über das Nachahmen allgemein und das Goethisieren insbesondere (D. Mus. 1776, XI, 1048/52). Verfasser ist der Geniedramatiker Sprickmann, der nur zufällig recht hat, wenn er in Goethe, „dem Meister Werthers und Stellas, einen Naturliebling und höchsten wegweisenden Urgenius“ sieht.

des neuen Gestirns heller getroffen, auch tiefere Schatten warf?[1]) Wie jeder Künstler durfte er nur die Züge berücksichtigen, die sich dem Plan des Ganzen einfügten, er mußte als Karikaturist ungerecht werden gegen die Personen, um seinem Werke gerecht zu werden. So hat er zwar oft nicht den Goethe getroffen, den wir bewundern, aber den Typus des Schriftstellers, der ohne Berechtigung von seiner Clique auf den Dichterthron hinaufgelobt wird. Daß Goethe zum Namen „des Shakespear gekommen wie die Kellereſel (Läuße) zum Nahmen Tausendfuß, weil sich niemand die Mühe nehmen wolte, sie zu zählen“ [2]), wie er sich — trotz des grammatisch-logischen Schnitzers passend für kritiklose Bewunderung in allen Zeiten — ausdrückt, das erklärt wohl am besten die immer schärfere Ablehnung, „die sich stellenweise bis zu schneidendem Hohn fortreißen läßt“ [3]). Schon vor der Englandreise hatte er sich (B. 125 und 126), wie auch Leitzmann (Nachl. 252/53) annimmt, indirekt gegen einen Vergleich zwischen Shakespeare und Goethe gewehrt, jetzt sah er im „Götz“ nur noch die „Prunckschnitzer gegen Sprache und Sitten“ (E. 226), und die spöttische Bemerkung „Er liebte hauptsächlich die Wörter, die nicht in Wörterbüchern vorzukommen pflegen“ (Schr. II, 81) ist wahrscheinlich auch auf Goethe gemünzt [4]).

Bestärkt wurde L. in seinem Unmut noch durch die Farcen, vor allem wohl durch „Götter, Helden und Wieland“, wie man aus der Zusammenstellung schließen darf: „Wieland und Göthe waren gantz andere Menschen, ehe der eine sich in Farcen und der andere in Merkur-Abhandlungen entkleidete“ [5]). Begreiflich ist es danach,

---

[1]) Leitzmann nimmt an (Anm. zu D. 646), daß der „radikale Umschwung nach der negativen Seite“ im Urteil über Goethe erst durch den Werther herbeigeführt wurde. Dem steht entgegen, daß das scharfe Urteil über Goethe schon unter D. 604 steht, also wahrscheinlich vor der Bekanntschaft mit dem Werther entstanden ist (Zur Chronologie vgl. Anm. im Aph.-Buch D. S. 263, und Briefe I, 227).

[2]) E. 69, vgl. ferner R.A. 10 (allgemein), E. 437, F. 1.

[3]) Leitzmann, Anm. zu F. 69.

[4]) Ferner F. 1 und Schr. III, 217.

[5]) F. 177. Vgl. auch E. 228 und 229, die allerdings möglicherweise geschrieben sind, bevor er „Entkleidungen“ kannte.

daß er den Irrtum von Goethes nächsten Freunden teilte und Wagners „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten" für eine Arbeit des Wieland-Verspotters hielt. Voll kalter Verachtung tut er das Werkchen ab (E. 390).

Es könnte wundernehmen, daß gerade er dieser Goetheschen Satire so wenig Verständnis entgegenbrachte, daß er sich in bezug auf das „schändlich Ding" plus royaliste que le roi zeigte [1]), wenn man nicht daran festhält, daß er kein unbefangenes kritisch-ästhetisches Einzelurteil abgab, sondern daß er sich gegen Goethe als den Führer einer Richtung wandte, die er nicht allein künstlerisch, sondern auch ethisch für gefährlich erachtete. So konnte er es übersehen, welch gesunde und grundehrliche Begeisterung für das Echte und Große aus den Farcen sprach, er, der doch selbst anscheinend ebenso wie Goethe die „Mattherzigkeit in Darstellung der markigen Fabelwelt" empfand.

Hatte er so in beschränkter Voreingenommenheit das bei aller Derbheit Gesunde und Kraftvolle nicht gelten lassen, so mußte er von vornherein den kurz darauf erscheinenden Werther verurteilen, der der Kehrseite der Kraftgenieperiode, der krankhaft gesteigerten und übertriebenen Empfindsamkeit [2]) künstlerischen Ausdruck lieh. Welche Massensuggestion der Werther ausübte, wie viel reale Nachahmungen er fand, ist bekannt genug, wurde doch auch Goethe selbst zu der Mahnung an alle Leser veranlaßt, man solle sich im Leben männlicher betragen als ein Romanheld.

Lichtenberg stimmte in das Verdammungsurteil ein, das nach dem künstlerischen Wert des Werther gar nicht fragte [3]). „Durch das entsezliche durch einander lesen wird unsere Jugend verdorben, und gewiß durch nichts in der Welt mehr als durch unsere Dichter

[1]) Seuffert: „Der junge Goethe und Wieland." ZfdA. XXVI, 272 ff.

[2]) Vgl. Goedeke [2], IV, S. 428/29. Ferner E. Schmidt: Richardson, Rousseau und Goethe usw. Jena 1875.

[3]) Vgl. z. B. Wandsbecker Bote 1774, Nr. 169 und 1775, Nr. 15 oder Wielands Verteidigung im Merkur von 1774, XII, S. 241/43, auch Heinse in der Iris I, 3, S. 78/81. Natürlich auch Braun a. a. O. und die Zusammenstellung bei Sauer: Stürmer und Dränger II, S. 359—380.

die so sehr von Empfindung überfließen" notiert er in den „Reiseanmerkungen" (R.A. 20). Mit wahrem Haß vergleicht er „einen armseeligen Dichter, der das Glücks Capital des menschlichen Geschlechts nicht um einen Heller vermehrt, ja wohl gar noch vermindert", und den man doch „bis in den Himmel erhebt" mit dem ehemaligen „General Auditeur Griesbach in Hannover", dessen Namen mit denen hinsterben wird, „in deren Andencken er noch lebt". „Eine wahrhaffte Schande für unsere Zeiten" nennt er diese Überschätzung des Dichters. Und ingrimmig fügt er hinzu „Ich glaube 500 Narren wie Göthe sind noch keinen einzigen Griesbach werth" (F. 8). Oder „Die schönste Stelle im Werther ist die, wo er den Hasenfuß erschießt" (F. 512). Sexualpathologisch ist ihm der Werther [1]). So schreibt er: „Sie ist am furore Wertherino gestorben (F. 231) und erläutert das so (F. 521), daß über die Auffassung des furor Wertherinus als Hysterie — nach damaliger medizinischer Bedeutung — kein Zweifel bleibt. Die Lektüre von Nicolais plattem philiströsem Machwerk: Die Freuden des jungen Werthers usw. — ein Streich des Geniefeinds, den Goethe ja kräftig genug geahndet hat — scheint ihn zu einem satirischen Bild begeistert zu haben, das er im Brief an Dieterich beschreibt (Bfe. I, S. 227). — Nicolai hatte wenigstens anerkannt, daß „der Autor freilich mit seltner Kenntnis alle Züge dieses schwärmerischen Charakters so zusammengesetzt, mit bewundernswürdiger Feinheit alle Begebenheiten, auch die kleinsten so eingeleitet hat, daß die schreckliche Katastrophe natürlich erfolgte". In dieser Zeit nichts davon bei Lichtenberg [2]). Auch er hatte wie Böhmer „über das schändliche suicidium" alles andere vergessen. Was er

---

[1]) Erwähnen möchte ich den vor der Wertherzeit liegenden Aphorismus über Ich-Schriftsteller (C. 322), der an Kants bekanntes Urteil über Goethe erinnert, wenn er auch nicht in dieser Schärfe ethisch pointiert ist. S. aber auch F. 496.

[2]) Erst in der Zeit zwischen September und November 1777 gesteht er halb widerwillig zu, daß der Werther „gut geschrieben, aber entnervend ist" (F. 662) und 1780 schreibt er an Heyne „Er würde dieses Buch so lesen, wie der alte Böhmer die Leiden des Herrn Baron von Werther und über das schändliche suicidium alles andere vergessen" (Bfe. I, 359). Ferner Schr. IV, 304, F. 350, 387, 494.

etwa in künstlerischer Beziehung gegen den Werther einwenden kann, ist gering. Er tadelte nur an Werther das Lesen des Homer und daß er nicht lieber in das Buch sehe, „aus dem Homer selbst lernte". „Es ist von diesen tiefen Kennern des Geschmacks gar nicht schön, daß sie eine Copie studiren, während sie das Original vor sich haben" meint er [1]). Und ein andermal sehr naiv und gar nicht lichtenbergmäßig im Gedanken „Wenn Werther seinen Homer (ein albernes Mode Pronomen) würklich verstanden hat, so kan er sicherlich der Geck nicht gewesen (seyn), den Göthe aus ihn macht" (F. 496).

Der Plan zu einer speziell gegen den Werther gerichteten Satire hat ihn oft genug beschäftigt, wie außer den schon z. T. erwähnten Aphorismen auch noch die Bemerkungen unter F. 522, 656, 662 beweisen. — Wie abgeneigt er dem Werther auch war, dieser muß ihn doch tief genug berührt haben, denn 1783 schreibt er noch spöttisch von dem „Wertherschen Hertzog" und „dem leidenden Werther selbst" [2]).

Über die übrigen in dieser Zeit entstandenen Werke Goethes findet sich in den erhaltenen Heften nichts; es ist möglich, daß sich L. in den verlorenen Büchern G. und H. darüber geäußert hat, möglich auch, daß er sie gar nicht kannte oder daß sie ihm den erwähnten Schriften gegenüber belanglos erschienen. Daß er die künstlerische Bedeutung des Werther doch bis zu einem gewissen Grad zu würdigen wußte, geht aus einer Bemerkung gelegentlich des Streites mit Voß hervor, wo er auf „jeden feinen, aber festen Zug, der noch in keinen deutschen Roman je gedrungen ist", glaubt hinweisen zu können [3]).

---

[1]) Schr. II, 27/28, S. auch Hog.-Erkl. (1795) II, 5 (allgemein). Das geforderte Naturstudium ist wohl auch hier mehr the study of man. Sonst ist die Forderung nicht verständlich, da ja gerade Goethe im Werther Gefühl und Liebe für die sog. unbelebte Natur, auch für jedes kleine Gräschen gezeigt hat, die — trotz Brockes u. a. — neu war in einer Zeit, wo Natur doch immer erst durch allegorische Ausdeutung hoffähig am Parnaß wurde. Mit der Nachahmungstheorie, die, von der Renaissance und Opitz an, sich bis ins 18. Jahrhundert fortschleppte, haben solche Bemerkungen m. E. nichts zu tun. Es stehen einer solchen Auffassung zuviel andere feine Erkenntnisse L.s gegenüber. S. u. besonders Kap. V.

[2]) Bfe. II, 104; vgl. dazu auch J. 713 und 812.

[3]) Schr. IV, 304.

Diese Anerkennung ringt er sich zwar nur aus ganz bestimmten Gründen ab, von denen später zu sprechen sein wird, trotzdem aber scheint Leitzmanns Ansicht, daß Lichtenberg seinen Standpunkt verändert und Goethe mehr achtungsvoll und wohlwollend gegenüberstand, wohl plausibel [1]). Für diese Annahme spricht, daß Goethe und L. später — allerdings auf Goethes Initiative hin — in persönliche Beziehung traten. Goethe wollte im Grunde nur den Göttinger Physiker für seine Farbenlehre gewinnen, sendet ihm aber dann auch schönliterarische Werke zu; so am 9. Juni 1794 „Das uralte Weltkind" Reineke [2]). Erst am 12. Oktober 1795 bedankt sich Lichtenberg bei Goethe für das „Gedancken-Fest, das mir Ihre unnachahmlichen Schrifften gewährt haben" (Bfe. III, 165). Es ist kaum der Reineke, um den es sich hier handelt. Einmal paßt auf ihn das Wort „Gedanckenfest" seines Gesamtcharakters wegen schlecht, dann wäre es auch auffallend, daß L. sich erst anderthalb Jahre nach der Zusendung dafür bedankt, wenn auch, soweit das vorliegende Briefmaterial in Betracht kommt, kein anderer Brief dazwischen liegt. Wahrscheinlich ist doch der Wilhelm Meister gemeint, denn am 15. Januar 1796 schreibt L. an Goethe: „Meinen Herzlichsten Danck für die wahrhafft große Unterhaltung, die Sie mir mit der Fortsetzung Ihres Romanes gewährt haben. Solte es wohl gantz ein Roman seyn? Ich habe sie mit dem Gefühl von Gegendruck gelesen, ohne welches ich in keinem Buch fortfahren kan. Ich kan nicht recht deutlich sagen was ich unter diesem Ausdruck verstehe, ich glaube aber der Sache nahe zu kommen, wenn ich es durch offt wiederkehrendes Gefühl von der Superiorität des Schrifftstellers über mein werthes Selbst nenne; diese bestehe nun in der Anordnung, dem Ausdrucke, den Gedancken oder den Empfindungen. Mit einem

---

[1]) S. Nachl. S. 252. Weitere Zeugnisse vermutet Leitzmann in den verlorenen „Waste books" G. H. Das von ihm auch herangezogene, oben erwähnte Urteil Schr. II, 27/28 gehört wohl nicht hierher.

[2]) S. darüber den von Leitzmann im Goethe-Jahrb. XVIII, S. 32—48 genauer zusammengestellten Briefwechsel nebst ausführlichen Erläuterungen; dort auch näheres über die ablehnende Haltung L.s dem geheimrätlichen Schmerzenskind gegenüber. Vgl. ferner Bf. Nr. 654 (Bfe. III, 108).

Wort ich lese gar keine Bücher, wo ich noch beym dritten oder 4ten Bogen sagen kan: das kan ich auch.

Hier kömmt der Cellini" (Bfe. III, 169)[1]).

In seinem letzten Brief vom 17. September 1796 macht er dann dem „Geheimen Rath" das Kompliment, daß er mit Ungeduld das Ende der „herrlichen Geschichte" (des Benvenuto Cellini) erwarte, und spricht die Hoffnung aus, daß sie „doch wohl bald besonders mit einem guten Portrait" erscheinen möge (Bfe. III, 178).

Es ist aus diesen Zeugnissen — besonders, wenn man diese Urteile mit anderen Urteilen L.s, z. B. über J. G. Müller-Itzehoe[2]), vergleicht — ziemlich klar zu ersehen, daß ihm auch der ältere Goethe als Dichter nicht allzu nahe stand. Er geht in diesen Briefen kaum über die liebenswürdige Anerkennung hinaus, die die Höflichkeit erfordert. Das kompositorisch Verfehlte des Wilhelm Meister ist L. wohl nicht entgangen — wenigstens deute ich so die direkt natürlich nur auf seinen biographischen Charakter bezügliche Bemerkung „Solte es wohl gantz ein Roman seyn". Daß er immer wieder das Gedanckenfest" betont (was bei L. unzweifelhaft als Lob zu fassen ist), läßt andererseits darauf schließen, daß er in Goethe doch mehr den Denker als den Dichter schätzt. Hierzu scheint m. E. auch L. 602 zu stimmen: „Ich habe einmal gehört oder gelesen, daß man die Receptbücher, schöne Kinder zu zeugen, erst um die Zeit nachzuschlagen anfangen soll, wenn es anfängt zweifelhafft zu werden, ob man überhaupt noch welche zeugen kan." Die parenthetische

---

[1]) Das in der Göttinger Bibliothek befindliche Exemplar von Cellinis Buch über die Goldschmiedekunst (s. Anm. zu Bf. Nr. 704). — Goethe teilt in einem Briefkoncept von 1795 L. mit: „Hierbey folgen ein paar Bände meines Romans etc.". Da L. sich unterm 15. Januar 1796 für die „Fortsetzung Ihres Romanes" bedankt, so nehme ich an, daß dies nicht die drei ersten Bände des „Meister" waren, wie Leitzmann bemerkt (Anm. zu Bf. Nr. 704), wenigstens habe ich dafür keine Belege finden können. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß der Meister das „Gedanckenfest" bereitet hat. (Vgl. dazu Weim. IV, 10, S. 345.) — Unter den Postsendungen im 10. Bande ist eine nach Göttingen vom 12. Januar 1795, ohne Angabe des Empfängers. Sollte sie vielleicht mit L.s Brief vom 12. Oktober im Zusammenhang stehen?

[2]) S. u.

Bemerkung „(Schillers und Göthens Theorie)" scheint mir keine Beziehung auf irgend welche ähnliche Äußerung der Weimarer Dichter einzuschließen, L. will wohl nur auf ein erklärendes Beispiel hinweisen. Die zahlreichen ästhetischen Schriften in den Horen, die jüngste große Abrechnung der Xenien, die ja auch genug allgemein-ästhetische Fragen in ihr Bereich ziehen, hatte ihn anscheinend zu dem Glauben verführt, die Freunde suchten die schwindende Dichterkraft angstvoll mittelst allgemeiner Theorien zu bannen [1]).

Wenn man nun die Stellung Lichtenbergs zu Goethe ohne Vorurteil betrachtet, so ist kein Zweifel, daß er nicht entfernt eine Ahnung davon hatte, welche Bedeutung Goethe für uns Spätergeborene gewinnen könnte. Er hat den jungen Dichter durch seinen Haß ausgezeichnet und ihm damit eine höhere Bedeutung zugeschrieben als seinen Genossen; er hat den älteren Goethe geachtet, ihn aber nie enthusiastisch geschätzt, ja wie vorher erwähnt, seine Dichterkraft als das Geringste seiner Verdienste angesehen. Man darf wohl annehmen, daß er den tätigen Minister und welterfahrenen, klugen Mann leis bewunderte, der Wissenschaftler und der Poet dagegen galten ihm allem Anscheine nach weniger.

Manchen für uns nichts mehr bedeutenden Dichter hat er ihm vorgezogen und ihn höher gestellt als Goethe. So kommen auch bedeutend glimpflicher als der Meister die Gesellen, die Goethianer, davon. Lenz verdankt seine Erwähnung in den Aphorismenbüchern nur einem Irrtum des Leipziger Meßkatalogs Ostern 1796. Lichtenberg notiert sich aus diesem „Göthe schreibt eine Comödie: die Freunde machen den Philosophen" (F. 30). Namentlich erwähnt noch irgendwie sonst kenntlich gemacht ist er nirgends.

Nicht besser oder in diesem Fall vielleicht ebensogut ergeht es H. L. Wagner, für den wieder der viel verfolgte Farcendichter büßen muß. Die „Gänschen, Esel, Affen, Papageyen in Holtz geschnitten, mit Versgen darunter", die L. nicht „für Primaner lesenswürdig"

[1]) Leitzmann erklärt die Beziehung auf Schiller und Goethe nicht deuten zu können, deshalb diese längere Ausführung; daß L. die Xenien kannte, beweist die Bemerkung L. 311, die im übrigen belanglos ist, da sie nur die Deutung des Xenion auf Meiners gibt.

scheinen, hätten als Satire unzweifelhaft mehr Gnade vor seinem gestrengen Richterstuhl gefunden, wenn über ihre Abstammung mehr Klarheit geherrscht oder wenn sie gar nach der entgegengesetzten Richtung gezielt hätten [1]).

Unbegreiflich dagegen erscheint es, daß er — in späteren Jahren allerdings — Gefallen an Klingers „Zwillingen" gefunden hat. Zwar gibt es darüber nichts schriftlich Niedergelegtes bei ihm, aber Bürger schreibt ihm unterm 6. Januar 1780 [2]): „In den Zwillingen ist keine Rolle für mich, wie könt Ihr lieben Leute Euch von der übertriebenen Sprache hintergehen lassen, das Stück schön zu finden. Ich weiß wol, es geschieht mehreren gescheidten Leuten. Aber beherzigt das Ding einmal recht. Es ist kein einziger natürlicher Character drin ꝛc."

Also der Mann, der den Götz und seinen Schöpfer verwarf, der genug — nicht unberechtigte — Einwendungen gegen die Werke des Wertherdichters machte, fand „eine Rolle" für sich in diesem dramatisierten Hintertreppenroman, der heute höchstens als Film seine Wirkung auf anspruchslose Gemüter tun würde [3]). Von Charakterzeichnung oder psychognostischer Vertiefung keine Spur in diesem Drama. Nichts von der entzückenden Derbheit und Frische, die den Götz auszeichnet. Kraftgenialisch sind nur das gewaltige Augenrollen, die eindrucksvollen düstern Interjektionen wie Ha und Huh und die Komplizierung des Brudermordes mit einem Sohnesmord. Selbstverständlich fehlt es daneben nicht an obligaten Sentimentalitäten, die kein Auge trocken lassen.

Daß sich Lichtenberg bei all seinem Scharfsinn und kritischem Blick so täuschen ließ, ist wohl nur auf eine Weise zu erklären: daß er sein Urteil „bey wachender Gelehrsamkeit und schlafendem Menschen Verstand ausgeheckt" hat, wie er boshaft einmal Geistesleistungen anderer charakterisiert (S. D. 322).

Klingers Name findet sich übrigens nur einmal bei Lichten-

[1]) E. 390. S. auch Bfe. I, 227.

[2]) S. Strodtmann: Bfe. von und an Bürger III, S. 1.

[3]) Daß der Stoff nicht ohne Einwirkung auf Schiller geblieben ist, kann an unserem Urteil kaum etwas ändern.

berg, er dient zur Vervollständigung eines Hexameters (F. 935). Eine große Rolle kann also auch er nicht bei L. gespielt haben. Ebensowenig tat dies der Maler Müller, der überhaupt nicht erwähnt ist. Mit Leisewitz trat L. nur anläßlich des Todes von Lessing, also erst 1781, in kurz dauernde Verbindung (S. Nachl. 174, Bfe. I, 375). Doch hat er sich über den Dichter des „Julius von Tarent" nachweislich nicht geäußert. Trotz alledem ist es ziemlich sicher, daß er alle die Stürmer und Dränger, die „Göthiter" erster und fernster Ordnung gekannt hat — das beweisen die gelegentlichen Namensnennungen einzelner —, aber sie verschwanden doch auch damals schon hinter Goethe, der den Sehnsüchten seiner Zeit unbewußt Rechnung trug wie keiner. Gerade deswegen mochte auch Lichtenberg denken, wenn der Stamm gefallen wäre, würden auch die Äste bald absterben. So richtete er seine Satire, sobald sie sich durch Beziehung auf eine bekannte Persönlichkeit wirksam entfalten sollte, zumeist gegen Goethe [1]). Was das Urteil über Klinger angeht, so ist zu berücksichtigen, daß es in eine Zeit fällt, wo L. auch an Goethe das eine oder andere gelten ließ. An die Ausführung des Parakletor usw. wird er damals schon nicht mehr gedacht haben, der war durch andere Pläne und andere Wirklichkeiten verdrängt worden.

So ist es auch erklärlich, daß er von Schillers Räubern keine Notiz nahm, obwohl er hier doch alle Übertreibungen der Kraftgenies, sei es nach der gewalttätigen, sei es nach der empfindelnden Seite hin, in höchster Potenz greifen konnte. Erst in das Jahr 1797 fällt die erste Erwähnung Schillers in den Waste books [2]). Das bekannte, gegen die Xenien gerichtete Sinngedicht Nicolais lobt L. hier, ohne sich jedoch irgendwie über Schiller oder die Xenien auszulassen (S. L. 186). L. 311 und 602 sind schon früher erwähnt und bringen nichts, woraus man einen Schluß über L.s Stellung zu Schiller ziehen könnte. Schiller selbst hat L. zu den „besten huma-

[1]) Vgl. noch Schr. II, 241; III, 217; IV, 47, 191; V. 104 usw. und über Genies im allgemeinen Schr. III, 36, 208, 212; IV, 15, 188, 193, 199, 241; V, 100, 107, 281; VI, 327 u. a.

[2]) Bei all diesen Feststellungen und Erwägungen ist zu bedenken, daß die Aphorismenbücher G. und H., die das Dezennium 1779/88 umfassen, verloren sind.

nistischen" Schriftstellern gerechnet und beabsichtigt, ihn zur Mitarbeit an den Horen aufzufordern, doch ist es anscheinend nicht dazu gekommen [1]). Über das „Avertissement von den Schillerischen Horen" spricht auch Lichtenberg einmal, aber ganz en passant, im Brief an Ebert vom 8. Januar 1795. Von einer Einladung zur Mitarbeit spricht er nicht und äußert sich ebensowenig kritisch über den Dichter und Philosophen (s. Bfe. III, 140).

So ist es nicht möglich, L.s Stellung zu Schiller zu fixieren, wenn man auch sein geringes Interesse mit einiger Wahrscheinlichkeit aus Schillers späterem Auftreten erklären kann.

Bei einem anderen Schriftsteller des Sturm und Drangs dagegen, bei Herder, der liebenswürdiger behandelt wurde, als es ihm gemäß seiner Bedeutung für die Genieperiode zukam, versagt diese Erklärung. Das Auftreten Herders fällt ja in die Zeit, da der Göttinger Professor sich am intensivsten mit der schönen Literatur beschäftigte, so daß man mit mehr Berechtigung als bei Schiller aus der Häufigkeit oder Seltenheit der Erwähnung Herders schließen darf, welche Wichtigkeit L. seinem Wirken beimaß. Und da ist es auffallend, daß der Theoretiker des Sturm und Drangs bei L. eine weit geringere Rolle zu spielen scheint als der Schüler, der die Theorien in Taten umzusetzen suchte. Viel objektiver wird er beurteilt, verschiedene Sätze aus seinen Schriften werden — ohne Kommentar — notiert, fanden also anscheinend die volle Zustimmung L.s [2]).

Nicht wenig mag zu dieser ruhigen Würdigung L.s persönliche Bekanntschaft mit Herder beigetragen haben. Schon im Jahre 1772 hatte er „den berühmten HErrn Consistorial Rath Herder" kennengelernt und in ihm einen „jungen feurigen Mann" getroffen, „den man nicht gleich für den Verfasser der Preisschrifft von dem Ursprung der Sprachen ansehen solte" [3]). Daß er in seinen Reden „etwas positiv" ist, vermerkt er schon damals in seinem Tagebuch. Es scheint ihn das aber um so weniger gestört zu haben, als sie sich in gemein-

[1]) Vgl. Schillers Briefe III, 452; IV, 116, aber auch IV, 327.
[2]) S. B. 91, C. 40, später L. 209 und 513.
[3]) S. übrigens auch Briefe von Mägden (Schr. III, 135).

samem Mißtrauen gegen die Physiognomik trafen[1]). Es ist nicht unmöglich, daß die Übereinstimmung ihrer Meinung hierin und in anderen Dingen[2]) vermocht hat, daß L. in ihm auch später noch den vernünftigen Mann sah und Herder so manches zugute hielt[3]).

Immerhin bezeichnet er die theologischen Schriften der Jahre 1774/75 doch mit ganz hübschem Wortwitz als „unchristlich gegen die Nachwelt, nemlich manche ihrer Erfindungen werden neidische Wortklauber in diesen Schrifften schon finden wollen, obgleich die ehrlichen Leute mit keiner Sylbe daran gedacht haben" (E. 453).

Die Hamannscher Dunkelheit nicht abholde Schreibweise Herders, seine Neigung zu schwärmerischen Allegorien, verspottet L. auch an anderen Stellen (F. 81 und 378). Diese Bemerkungen sind gegen Herder und Lavater zugleich gerichtet, und auch diese Zusammenstellung gibt deutlich zu erkennen, daß es vor allem die überhitzte Sprache Herders ist, die L. bei seinem Bedürfnis nach phrasenloser Klarheit zuwider ist.

Aus diesem Grunde tadelt er auch die allzu ausgedehnte Vielseitigkeit Herders, denn „Das Stümpern in höheren Wissenschaften ist, wenn es mit einigem Witz und einer gewissen Duplizität des Ausdrucks geschieht, das was niedere Classen für hohe Weisheit halten; der Mann, der von dem Fache ist, worin hier gestümpert wird, lächelt über die Thorheit. H. in seinen J. z. G. d. M. ist ein Stümper an vielen Stellen" (Schr. I, 280)[4]).

Stimmt L. so Kants Urteil bei, so zeigt er doch durch seine einschränkende Bemerkung, wie fern ihm jede Gereiztheit oder Parteistellung ist, die ihn doch den Originalgenies gegenüber zu keinem ruhigen unbefangenen Urteil kommen ließ[5]).

---

[1]) Herders Rezensionen in der Lemgoischen Bibliothek über Lavaters Fragmente waren dann allerdings auf einen anderen Ton gestimmt. (S. Werke IX, 411 ff. und 442 ff.)

[2]) Vgl. z. B. B. 91.

[3]) S. Zitate und Belege: Nachl. S. 143 f., dazu Bfe. I, 81 und 83.

[4]) Vielleicht ist auch J. 722 auf Herder zu beziehen.

[5]) Vgl. auch J. 1104, wo eine Stelle aus denselben J. z. G. d. M. mit lobendem „Herder sagt sehr schön" notiert ist.

Freilich war inzwischen ein Dezennium verflossen [1]), aber auch in der kritischsten Zeit hatte L. Herder nie mit den „Genies" in Verbindung gebracht. So ist es nicht wahrscheinlich, daß er in ihm jemals den Hauptförderer der neuen Richtung erkannt hat, sonst hätte er ihn trotz dem persönlichen Verkehr doch wohl anders angepackt. Interesse hat L. für Herder jedenfalls gehabt, andernfalls hätte er sich kaum dessen neu erschienene Bücher unter denen notiert, die er anzuschaffen gedenkt [2]).

Kapitel II.

Lichtenberg als laudator temporis acti.

Seine Zuneigung zu den Geniegegnern und dem jungen Jean Paul.

(Gellert, Rabener, Liscow, Haller, Hagedorn, Bodmer, Breitinger, Gottsched, Uz, Ramler, Karschin, Geßner, Gerstenberg, Zachariae, Joh. El. Schlegel, Lessing, Kästner, Nicolai, J. G. Müller-Itzehoe, Wieland, Thümmel, Jean Paul.)

Die Genies beherrschten fast alle mit gleicher Virtuosität und mit gleicher Übertreibung das Kraftgeniale wie das Übersentimentale. Beide Züge waren Lichtenberg gleich zuwider. Trotzdem fand Gellert, der — wenn auch in viel zurückhaltenderer und bei weitem ungefährlicherer Weise — dem Sentimentalen seine Dichterkraft geweiht hatte, Gnade vor seinen Augen. Von trotziger Geniekraftmeierei war Gellert allerdings weit entfernt; er konnte wohl über einen Richardsonschen Roman das Buch mitsamt dem Pultdeckel durchweinen, aber niemand konnte ihm zum Vorwurf machen, daß er

[1]) Daß Herder später sich den Laudatoribus temporis acti zugesellte (s. Anm. zu Xenion 398), wird L. kaum gewußt haben, beeinflußt hat diese Wendung sein Urteil sicher nicht mehr.

[2]) S. Aph.-Buch E. F. S. 359.

einen Helden auf dem Papier durch Selbstmord à la Werther umgebracht hätte.

Schon das wäre vielleicht für L. ein Grund gewesen, ihn gegen die verhaßte Geniewirtschaft auszuspielen. Dann entsprach auch die nicht allzu überschwängliche, dafür aber um so lobenswertere Kunsttheorie Gellerts: dem, der nicht viel Verstand besitzt, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen, durchaus der Lichtenbergischen Auffassung von dem Zweck der Kunst.

Wenn er es auch nicht direkt ausgesprochen hat, so läßt doch alles vermuten, daß er einen Satz wie l'art pour l'art — die Stürmer dachten ja ähnlich — mit Hohngelächter abgetan hätte [1]).

So bricht er denn im Streit mit Voß unerschrocken eine Lanze für Gellert: „diese Menschen (Vossianer) thäten besser, sie läsen den seligen Gellert, der auf eine Weise für Deutschland geschrieben hat, deren Werth man über jetziger Genie-Seherei und Genie-Flegelei, die eine soviel über als die andere unter der Linie der Schönheit und Wahrheit weg, fast zu verkennen anfängt; Gellerten, der eben deswegen ein großer Mann war, weil er allen Ständen ohne Commentar verständlich ist, und ohne eines anderen als seines eigenen großen und unsterblichen Geistes Zuthun zugleich unterrichtet, bessert und vergnügt" (Schr. IV, 261).

Ja er stellt ihn sogar mit Shakespeare und Hogarth zusammen; freilich nur in bezug auf Popularität (R.A. 11), und populär war Gellert unzweifelhaft gewesen; aber er schreibt doch auch ohne Einschränkung: „Die großen Medaillen Gellert, Hagedorn pp. hat die Natur eingeschmolzen und scheint sie uns nun in kleinen Courant Sorten wiederzugeben" (D. 331).

Ein einziges Mal tadelt er die naiv-utilitaristische Moral, die Gellert in der Erzählung vom „frommen General" unbefangen kundmacht (L. 199). Im allgemeinen jedoch scheint er keinen Anstoß genommen zu haben an all den hausbackenen, spießbürgerlichen Tugendidealen des frommen Mannes, obwohl er selbst das Gegenteil eines engen, beschränkten Philisters war.

Gerade die brave Nüchternheit des „Beiträgers" hat L. eigen-

[1]) Über L.s Kunsttheorien s. u.

sinnig als erstrebenswertes Kunstprogramm den manchmal halb-unsinnigen, überschwänglichen Genies empfohlen.

Von den anderen „Bremer Beiträgern" sind es nur Rabener und Liscow, über die er sich äußert. Wer von beiden auf Kosten des anderen höher zu stellen sei, darüber gehen auch heute noch die Meinungen auseinander. Goethes scharf trennendes Urteil hat Anhänger und Gegner gefunden bis jetzt. Lichtenberg hat die beiden Satiriker wohl gleichmäßig geschätzt, wenn anders man aus der häufigeren Erwähnung des einen von ihnen nicht bestimmte Schlüsse ziehen will.

In Rabeners „Noten ohne Text", die er einmal witzig Lavaters Text gegenüberstellt (F. 170), hat er manches gefunden, was Eindruck auf ihn machte. In den vielen Spöttereien L.s über Kompilatoren, Exzerpierer, Kommentatoren und Afterwissenschaftler überhaupt finden sich manche Gedanken, die Ähnlichkeit mit denen von Rabener haben. Seine Satiren erschienen ihm keineswegs schwach und witzlos [1]), hat er doch sogar direkt an R. angeknüpft und den „Versuch eines deutschen Wörterbuches" durch drei allerdings kaum veröffentlichte „Beyträge zu Rabeners Wörterbuch" vermehrt (Nachl. S. 59).

Es sind freilich nicht einfache Nachahmungen, sondern sie geben sich, L.s Charakter entsprechend, bedeutend schärfer als die Rabeners, es ist etwas von seinem „schneidendem Bajonetten-Witz" [2]) drin, aber es fehlt ihnen dafür auch Rabeners gutmütiger Humor.

Bedeutend öfter als Rabener ist Liscow, den er das „lose, aber sonst gewaschene Maul" nennt [3]), in den Aphorismenbüchern zu finden. L. hat ihn wohl für gefährlicher als Rabener gehalten, denn er ruft einmal nicht ohne Begeisterung aus: „Ich kan nie meinen Liscov in die Hand nehmen, ohne daß mich ein geheimer Schauer überläuft der den Gedancken begleitet, wie wenn Dich ein Liscov verewigte" [4]).

---

[1]) Vgl. D. 379.

[2]) S. Merck an Wieland 8. May 1778 bei Wolff: Merck II, 113.

[3]) B. 9.

[4]) B. 10, vgl. auch Anm. zu B. 110.

Freilich hatte ja Liscow Persönlichkeiten angegriffen, wenn auch nach Bodmers Wort nur „Zwerge", während Rabeners Satiren absichtlich ganz allgemein gehalten waren.

Die ermüdende Länge einzelner Liscowscher Satiren, in denen nur hier und da ein guter Einfall erfrischt, ist L. nicht entgangen. Wohl mit Bezug hierauf meint er: „Er hat seinen Liscov gelesen, aber nur an den Stellen zu fühlen geschienen, die ihn nie würden zu einem unserer besten Schrifftsteller gemacht haben" (B. 45).

Wie Liscow selbst einmal Manzel mit den Worten „mein großer Gönner" [1]) bezeichnet, so meint auch Lichtenberg: „Ohne Philippi hätte Liscov lange schreiben können, ohne sich nur 20 Jahre in die Ewigkeit hineinzuschreiben" (F. 142).

Unbewußt und unwillkürlich gibt er gleichzeitig damit ein Urteil über seine eigenen satirischen Werke preis. Eine Klage klingt mit über die engen Verhältnisse, die ihn umgeben, die ihn hindern, seine ganze Kraft zu entfalten, wenn er sich einen Gegner vom Range Philippis wünscht, da ihm Göbhard, der Nachdrucker und tutti quanti seiner unwürdig erscheinen. Sie kommen ihm nicht klug und geschickt genug vor für einen geistigen Waffentanz (ebenda). — Charakteristisch ist es bei diesen und anderen Urteilen, daß L. der vorhergehenden Generation im allgemeinen viel mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt als den Jungen, die er gerade dann am liebsten angreift, wenn sie als Tagesgötzen glänzen.

So ist z. B. sicher für seine hohe Meinung von Haller dessen Zugehörigkeit zu einer früheren Generation nicht ohne Einfluß gewesen. Zwar hat er ihn hauptsächlich als Wissenschaftler geschätzt, wenigstens zitiert er ihn als solchen am häufigsten, doch auch der Dichter ist ihm nicht fremd.

Der wissenschaftliche Geist Hallers, der auch in seinen Dichtungen zutage tritt und ihnen neben mancher Schwerfälligkeit auch Tiefe verleiht, hat ihn besonders gefesselt. Ernst und Gediegenheit findet er in seinen poetischen Werken, die auch tätigen gereiften Männern Stoff zum Nachdenken bieten und so nach L.s Kunstauffassung die

---

[1]) Cl. Scribenten S. 469 (Samml. sat. und ernsth. Schriften).

höchste Stufe künstlerischer Wirkung erreichen [1]). Ihn und seine Leser stellt er deswegen in tendenziöser Weise in Gegensatz zu Klopstock und seinen Anhängern, in denen er nur gefühlsschwärmerische, aller ernsten Arbeit abholde dumme Jungens sehen will [2]).

Hallers Lehrdichtung stellt er hoch über alle mehr lyrischen Gefühlsäußerungen und wünscht sehr, daß Haller ein Lehrgedicht über die „Perfectibilität des Menschen" schreiben möge, gewiß ein Beweis hohen Zutrauens, da ihm ähnliche Probleme — auch eine Wirkung der Aufklärung — zeitlebens besonders am Herzen lagen.

Wenn er andererseits den lebenslustigen, gar nicht tiefen Dichter Hagedorn zu den „großen Medaillen" rechnet, die „die Natur eingeschmolzen" habe und „nun in kleinen Courantsorten" wiedergebe [3]), wenn er seine Oden weit über die modernen stellt, die mit einem ganz anderen, d. h. geringeren, Maßstabe zu messen seien [4]), so geschieht das zum Teil wohl wegen der formalen Gewandtheit Hagedorns, besonders wegen seiner von L. sehr geschätzten Reimgeschicklichkeit [5]), zum großen Teil aber auch, weil Hagedorn der vorhergehenden Dichterepoche angehört und als tüchtiger Epikuräer sich nicht von der „wohlgegründeten dauernden Erde" in die Welten überhitzter Phantasie erhebt.

Aus gleichem Grunde ist ihm Hagedorn auch als Kritiker wert, während die „Epigonen", Lichtenbergs Zeitgenossen, die nur die Form, nicht den Geist nachahmen, spöttisch heruntergemacht werden [6]).

Von den früheren interessieren ihn dagegen nicht mehr: Bodmer, Breitinger, Gottsched und ihr langer Kampf, er erwähnt alle drei überhaupt nicht [7]). Seine Spott- und Kampfeslust hießen ihn doch

---

[1]) Schr. I, 307/08.

[2]) Ebenda.

[3]) D. 331.

[4]) E. 103.

[5]) Vgl. bei Thümmel und Klopstock.

[6]) Vgl. B. 17.

[7]) Die Frage, ob er sie überhaupt gelesen hat, ist kaum zu entscheiden. — Dagegen spricht, daß er sie nie zitiert, während er sich sonst Rechenschaft über seine Lektüre abzulegen pflegt. — Dafür spricht nicht unbedingt, daß seine Kunsttheorien vielfach den Moraltendenzen der Gottschedschen und schweizerischen Ästhetik ent-

wohl mehr der zeitgenössischen Kunst nachgehen, die lebendiger vor ihm wirkte, seinen Tätigkeitsdrang anspornte und ihm so auch dann noch näher stand, wenn er ihr als bitterster Feind entgegentrat.

So sind auch die älteren Anakreontiker nur ganz flüchtig behandelt. Uz und Ramler werden in dem erwähnten E. 103 neben Hagedorn gestellt als die großen Anakreontiker und Odendichter. Und dann müssen sie, ebenso wie die Mutter Karsch und Geßner, dazu herhalten, die etwas holperigen Hexameter zu vervollständigen, die aus den Namen der Götter und Halbgötter des deutschen Parnasses geschmiedet werden (F. 935).

L. hat hier, ohne große Rangunterschiede zu machen, das ganze Dichtergelichter, wie es die Musenalmanache füllte, mit einer Klappe zu treffen versucht; freilich nicht hart; weder besonders boshaft noch besonders geistreich ist die Schlußcharakteristik, unter der er sie alle vereinigt. Was er da als Inhalt eines Dichterlebens angibt, ist scherzhaft gemeint [1]); immerhin war er nie ganz frei von Mißtrauen gegen den Nurkünstler, aber doch muß ihm das Seufzen, Singen und Lieben Geßners z. B. ganz gut gefallen haben, denn er glaubt ja „in Geßners Werken die reine menschliche Natur ohne den konventionellen Flitterputz" zu fühlen (Schr. IV, 304). Für eine unverfälschte, weder vom Naturburschentum noch vom Übersinnlichen gefärbte Kunst rührte er ja immer die Werbetrommel. Mit diesem Lobe Geßners aber tadelt er wieder indirekt die zeitgenössischen modernen Dichter, und indem er Geßner mit Sicherheit Unsterblichkeit verheißt (ebenda), verschließt er den auf anderen Pfaden Wandelnden das Tor der Ewigkeit.

Doch hat ihn nicht allein die unbewußt günstige Einstellung auf Nichtgenies zum Lobe Geßners veranlaßt; er hat ihn ehrlich hochgeschätzt, denn noch 1795 zitiert er ihn in seinen Hogarth-Erklärungen (Hog. II, 273), muß ihn also genau und immer wieder gelesen haben. Auch hat er nicht verabsäumt, die aus sentimentaler

---

sprechen. Solche Anschauungen sind vielmehr anzusehen als Produkt seiner ursprünglichen Charakteranlagen und der Einflüsse, die von der Aufklärungszeit in ihrem Gesamtwesen ausgingen.

[1]) Suspirant, cantant et amant, Dum spirant cantant, dum amant sperant.

Pietät bei Geßners Tod entstehenden Lobhudeleien derb zu tadeln (Bfe. II, 348), teils weil er Übertreibungen jeder Art abhold war, teils weil er das Erniedrigende solcher Salbadereien spürte und Geßner ihm hierfür zu hoch stand.

Ernsthafter gemeint ist der Spott dieser Hexameter bei der Karschin; die männliche Gefühle nachahmende Frauenzimmerpoesie hat er bei seinem ausgesprochen männlichen Geist richtig als Unsinn und Unnatur abgelehnt, und ganz erschreckt warnt er nach dem großen Erfolg der Karschin: „Laßt nur ..... die Geschichte der Karschin bekannt werden, so werden wir ein neues Arkadien auferstehen sehen." Sie ist wohl auch gemeint, wenn er sich über Blaustrümpfe und Musenalmanachleserinnen moquiert; da die anderen schöngeistigen Damen sich doch mehr passiv in der Liebe zur Dichtkunst betätigen, sind die betreffenden Alexandriner „Von Dichter Feuer warm mehr als vom Küchenfeuer. — Kneipt sie ein Saitenspiel, Maultrommel mehr als Leier" (Schr. V, 102) sicher auf die Mutter Karsch gemünzt.

Die viel erörterte Frage von der Zuständigkeit der Frau zum Dichterberufe hat er also kurzerhand noch paschamäßig erledigt und den Wirkungskreis der Frau auf die Nähe des Herdes beschränkt.

Dem in dem erwähnten Hexameter nicht angeführten Gerstenberg gibt er in dem prophetischen Meßkatalog von 1868 (B. 16) immerhin eine Anweisung auf die Ewigkeit, ohne die Gründe seiner Voraussage darzulegen.

Ganz unerwähnt bleiben Zachariae und Joh. El. Schlegel, obwohl doch Lessing des letzteren Lustspiel, die „stumme Schönheit" als „unser bestes komisches Original, das in Versen geschrieben ist" [1]) und den „Triumpf der guten Frauen" als „eines der besten deutschen Originale" [2]) preist.

Auch hätte Lichtenberg Schlegel eigentlich zum Lobe anrechnen müssen, daß er schon vor Lessing Shakespeare und die Engländer überhaupt als die eigentlichen Dramatiker den Franzosen gegenüber-

---

[1]) Less. Lachmann-Muncker Bd. 9, S. 236.
[2]) Ebenda Bd. 9, S. 403.

gestellt, also schon den Kampf begonnen hatte, den Lessing dann siegreich zu Ende führte.

Freilich Lessing lebte und verdunkelte alle, die vor ihm waren. So konnte auch Lichtenberg die Geringeren und Gestorbenen leicht über dem großen Lebenden vergessen; hat er doch Lessing mit einer fast schwärmerischen Verehrung angehangen, und das bedeutet bei dem so spröden Charakter L.s außerordentlich viel.

Man hat Lichtenberg ja gern neben Lessing gestellt und auch Gervinus, der den Aphoristiker eingehend und geistreich charakterisiert, hat ihn als Lessings Seitenstück bezeichnet, „wenn man alles das abrechnet, was den Menschen von harmonischen Seelenkräften und starkem Willen von dem in Geist und Charakter passiveren ..... unterscheidet“ [1]).

Manche Berührungspunkte lassen sich finden; beiden war der scharfe durchdringende Verstand gemeinsam, beiden die Lust am Kampfe, wenn auch Lichtenberg fast nie die Wucht der Lessingschen Polemik erreicht hat. Sie fanden sich in ihrem aristokratischen Selbstbewußtsein und vielfach in ihrer Lebensanschauung [2]). So gilt denn auch der Mensch Lessing bei Lichtenberg mehr noch als der Dichter.

Während Wieland und Goethe, L.s Ansicht nach, durch ihre Entkleidung alles Schätzenswerte verlieren, gehört Lessing zu den wenigen Menschen, die „diese Entkleidung vertragen können“ (F. 177).

Der „große Lessing“ (Bfe. II, 222) hatte ihn besucht, das gab ihm Veranlassung, den Tag ganz besonders in seinem Wastebook (F. 403) zu vermerken; nur ganz lakonisch: „HErr Lessing bey mir“ und doch scheint eine große Freude mitzuklingen. Dieser Besuch fand am 8. März 1785 statt. Aber schon im Jahre 1772 schreibt L. in sein Tagebuch: „Es befand sich in der Gesellschaft ein junger Domherr .....; dieser Herr hat viel gelesen und raisonniert eigentümlich und gut. Lessing gefiel ihm nicht und dies war das einzige, was mir nicht an ihm gefiel“ (Anm. zu C. 144).

---

[1]) Gervinus [5] V, 197.

[2]) S. u.

Auch den Dichter Lessing hat L. sicherlich hochgeschätzt und sich für seine Werke besonders interessiert. So schreibt er am 21. Juli 1772 (Bfe. I, 69) an Dieterich: „Die Haupturſache warum ich schreibe ist, daß Du mir doch die Emilia Galotti von Herrn Lessing schickst" usw.

Und doch hat er sich des näheren, soweit das erhaltene Material in Betracht kommt, über keines seiner Kunstwerke ausgesprochen. In einem Brief an Wolff (Bfe. II, 298) meint er einmal, daß er ebensowenig verstehen könne, warum ihm eine Flasche zersprungen wäre, „als in Lessings Schatz der Bediente des liederlichen Celio (sic! Lelio natürlich) verstund, warum der Vater seines Herrn eben gerade heute wiederkommen muste da er so viele Jahre abwesend gewesen war". Man könnte vielleicht darin eine leis abfällige, versteckte Kritik der Deus ex machina-Technik sehen, die diesem Plautinisch-Lessingschen Jugendwerk eignet, doch erscheint mir diese Annahme recht unwahrscheinlich. L. zitiert sicher ganz unbefangen. Auch den „Nathan" hat er nur einmal erwähnt und in diesem Zusammenhang nur die aufklärerische Tendenz des Stückes hervorgehoben [1]).

Ebenso hat er über die „Minna von Barnhelm" geschwiegen, nur einmal „Rigault de la Marlinière" (sic!) mit seinem Urteil über die „deutsche Sprach" in einem Briefe an Frau Dieterich zitiert [2]).

Und doch muß man annehmen, daß Lessings Dichtwerke ihm auch vom rein ästhetisch-künstlerischen Standpunkt aus sympathisch gewesen sind. Gerade das, was Lessing in ungewöhnlicher Selbsterkenntnis und noch ungewöhnlicherer Bescheidenheit veranlaßte, seine Dichterkraft gering zu werten: der Mangel an dichterischer Phantasie, das Überwiegen des Kritisch-Verstandlichen in ihm, gerade das paßte gut in Lichtenbergs Kunstanschauungen.

„Jene absichtsvolle Zusammenfügung und Verkettung des Ganzen die eigentlich den Meister in der dramatischen Kunst verräth" [3]), hat er an Lessing besonders bewundert. Ihn hat er als

---

[1]) Vgl. J. 822.
[2]) Vgl. Bfe. I, 126.
[3]) S. E. 425.

beweisendes Beispiel für seine Anschauung angeführt, vielleicht sogar diese Theorie von Lessings Dramen abstrahiert.

Zum Schweigen über den Dichter mögen ihn verschiedene Gründe bestimmt haben; einmal vielleicht die allgemeine Anerkennung, deren Lessing sich erfreute, — es lag ja L. gar nicht, den Chor der vox populi zu verstärken. — Dann war Lessing in der Zeit von Lichtenbergs intensivster Beschäftigung mit der schönen Literatur — also bei Lebzeiten schon — historisch geworden; war er auch selbst noch Kunstrichter und mußte es sich gefallen lassen, als Wissenschaftler und Ästhetiker angegriffen zu werden, als Dichter war er sogar den Genies unantastbar, wenn auch nicht vorbildlich.

Für den Dichter des Nathan, der Minna usw. noch eine Lanze zu brechen, wäre eine Don Quijoterie gewesen. Man brauchte in den meisten Fällen nur den großen Namen zu zitieren, um von allen verstanden zu werden.

Deshalb gilt L.s liebevollste Teilnahme dem Prosaiker, dem Ästhetiker und Theoretiker.

Die Eigenheiten Lessings, die seinen Dramen für unseren Geschmack etwas Allzuausgeklügeltes geben, waren ja für seinen Prosastil ebensoviel Vorzüge.

Wie großen Wert L. auf Klarheit und Prägnanz des Ausdrucks legte, bekundet er in all seinen Kämpfen und in seiner eigenen Arbeitsmethode.

Daß Lessing ihm hierin als unerreichtes Vorbild vor Augen steht, deutet er an mit den als höchstes Lob gespendeten Worten: „Der fast Lessingsche Ausdruck, der dem Gedancken sitzt wie angegossen" (E. 203). Drückt sich in dem „fast" nicht die Vorstellung einer unerreichbaren, ideellen Höhe aus?

„Wo sind unsere Prosaiker?" fragt er an anderer Stelle; „noch zur Zeit nur ein einziger Lessing!" [1])

Welch ein Lob, da er diese Worte am 15. März des Jahres 1776 eintrug! [2])

---

[1]) S. E. 451.

[2]) Vgl. ferner B. 17, 64, D. 362, Schr. IV, 274, Bfe. II, 174.

Für die genaue Lektüre von Lessings theoretischen Schriften zeugen nicht nur zahlreiche Zitate aus der Hamburgischen Dramaturgie sowie aus den Kollektaneen [1]), sondern auch die Berichtigung von Dialekt-Eigentümlichkeiten Lessings [2]).

Als er hört, daß in England „ein Mann an einem Werke für die Schauspieler arbeite" ..... wünscht er als Höchstes „so gebe der Himmel, daß der Mann ein Lessing ist, aber die sind leider! hier so selten als in Deutschland" (Schr. III, 207/208).

Wenn L. bei seiner „Anglomanie" selbst dort niemand fand, der Lessing ebenbürtig wäre, so spendet er höchstes Lob und zeigt klar, daß er schon damals die Bedeutung des Hamburger Dramaturgen ganz erkannte.

Die Klarheit Lessings, sein gesunder Menschenverstand haben es ihm angetan; das war's ja, was er allem Kompilatorenwesen entgegensetzte. Deshalb notiert er auch mit Genugtuung: „Lessings Geständniß ....., daß er fast für seinen gesunden Menschenverstand zu viel gelesen habe, beweist wie gesund sein Verstand ist" (F. 113). Deshalb zitiert er ihn auch als das Gegenstück des schwärmerischen Lavater und erklärt ihn — neben den Popularphilosophen Feder oder Meiners oder Garve — für fähig, eine Physiognomik zu geben, denn er gehört zu den Männern, „die nicht dahin leuchten, wo es selbst für Dämmerung zu früh ist" (F. 735).

Lessing wird die bewundernde Zuneigung L.s nicht unbekannt geblieben sein, er hat ihm wohl aus diesem Grunde, auch die Fortsetzung der „Freymäurer Gespräche" im Manuskript zugeschickt [3]), nachdem Lichtenberg im Brief an Boie vom 31. August 1778 (Bfe. I, 309) [4]) enthusiastisch über den ersten Teil geurteilt hatte: „Eine der Besten Schrifften die ich seit langer Zeit gelesen habe", ruft er aus: „wenn die Freymäurer das sind, so ist es eine Sünde wider die menschliche Natur keiner zu seyn".

Die Gelegenheit der Übersendung der „Freymäurer Gespräche"

---

[1]) S. z. B. E. 396–398, 401, 402, J. 956/62 usw.
[2]) S. J. 955, auch E. 394.
[3]) S. Nachl. S. 173.
[4]) S. auch S. 310 und 313.

benutzte Lessing damals, um bei Lichtenberg vorsichtig anzufragen, ob er in seinem neu gegründeten Magazin „die theologische Litteratur ganz und gar ausgeschlossen“ [1]) habe. Wahrscheinlich beabsichtigte er also, den Feldzug gegen Goeze darin zu führen. Da Lichtenberg dem Magazin gern einen rein wissenschaftlichen Charakter gegeben hätte, mochte ihm diese Polemik wenig willkommen sein, und so hat er anscheinend die goldene Brücke, die Lessing ihm in eben diesem Briefe offen ließ, gern benutzt. Er hat sich an dem „heiligen Krieg“, wie er selbst ihn nannte [2]), weder direkt noch indirekt beteiligt, ebensowenig wie früher an dem Kampfe gegen Klotz. Einige Bemerkungen [3]) legen Zeugnis dafür ab, daß er die ganze Überlegenheit Lessings auch in diesem Kampfe erkannte, ohne daß er deshalb Klotz ganz und gar fallen ließ; denn dieser war ihm ein Mann, „der freylich Fehler aber auch Tugenden hatte“ (Bf. I, 76).

Die unwillkürliche Sympathie für den Schwächeren, dies Zeichen eines gerechten und starken Charakters, ließ ihn jedoch nicht verkennen, daß Lessing den literarischen Himmel wie ein Frühlingswind hell gefegt hatte.

Noch in späterem Alter, da er längst für die belles lettres ohne Interesse war, ruft er einmal den toten Kämpen auf, daß er das deutsche Theater vor der trüben Flut der Kotzebueschen Dramen beschütze: „O Lessing, Lessing,“ fleht er, „komm herab und siehe den Schurken Kotzebue ..... und urteile“ (J. 8450).

Trotzdem sind, wie man sieht, die Urteile L.s über Lessing recht spärlich und recht allgemein gehalten. Aber wo Lessing auch erwähnt wird, leuchtet die tiefe Verehrung hervor, die er diesem großen freien Denker des 18. Jahrhunderts zollt. —

Nicht viel geringer ist anfangs seine Begeisterung für Lessings früheren Lehrer A. G. Kästner, dem ja auch Lessing immer treues und schätzendes Andenken bewahrt hat.

Als Student sieht er in ihm, der jetzt *sein* Lehrer ist, noch alle Anzeichen des Genies; die Unsymmetrie der Gesichtshälfte „dieses

---

[1]) S. Nachl. S. 172.

[2]) S. Bfe. I, 351.

[3]) S. B. 23, 26, 27.

wiewohl nicht anstößige irreguläre" des Gesichtes entdeckt ihm das, was er in seinen Schriften wiederfindet „das Saltz und die Bitterkeit", die seine „Schrifften so charackteristisch gemacht haben" (B. 54) [1]).

Besonders bemerkenswert erscheint es, daß der junge Lichtenberg Kästner schon neben Lessing und Wieland unter die besten Prosaschriftsteller rechnet [2]).

Ihn zählt er zu den wenigen, die er beneiden könnte (B. 73), bewundert seinen „gantz feinen Witz" [3]), stellt ihn mit seinem weltumfassenden Wissen neben den universellen Leibnitz (B. 172) und bezeichnet ihn — hier keineswegs spöttisch, sondern bewundernd — als lebendiges „Dictionnaire Encyclopedique" (B. 235). Ja er geht soweit, ihm den Platz unter den Lebenden anzuweisen, den Leibnitz unter den Toten hat und preist ihn — doch wohl mit bewußter Übertreibung — als das „Wunder Deutschlands" (B. 401).

Freilich hielt diese künstliche Überschwänglichkeit nicht allzu lange vor. Aus dem Schüler wurde 1770 der Kollege und die Kollegialität scheint bald eine entzweiende Wirkung gehabt zu haben. Sie „schwänzelten zwar einen gantzen Sommer gegeneinander bis in den September, da der HErr Hof Rath auf einmal den Schwantz fallen ließ" und Lichtenberg seinen Biß fürchten mußte. Der „Stoltz des Deutschen biß würklich, es gieng aber nicht durch" [4]).

So konnte also auch L. ein Lied singen von der viel berüchtigten,

---

[1]) Die Erklärung des Genies aus einem „kränklichen Zustand" wird schon hier späteren Zeiten vorweggenommen. L. schöpft nach Leitzmann diese Auffassung aus Unzers Arzt. Vgl. noch B. 374, auch A. 53. Die recht naiven Ausführungen und Schlußfolgerungen Unzers dienen jedoch L. hauptsächlich dazu, sich über seine Landsleute lustig zu machen. Die übergroße Neigung der Deutschen „zu denken", ist selbstverständlich bitterer Spott. S. etwa Arzt: I, 339; IV, 413; V, 60.

[2]) S. B. 64, auch Nachl. S. 15, 23, 27, 119. Im allgemeinen ist uns ja — ganz zu Unrecht — der Epigrammatiker und Versschreiber bekannter als der Prosaist, trotzdem Kästner selbst seine Schwäche dem Vers gegenüber kannte (vgl. Minor A. D. B. Bd. 15, S. 447 f.).

[3]) Vgl. B. 98, 316, Schr. III, 42.

[4]) S. C. 57, auch Bfe. I, 95 und 54. 104; II, 334, 365.

bis zur Médisance herabsteigenden, allzu persönlichen Satire Käſtners[1]).

Mit dem Menſchen ſank nun auch der Schriftſteller in L.s Augen. Als 1772 Käſtners neue vermiſchte Schriften erſchienen, war der Bewunderer, der früher wohl ſelber Epigramme im Stile des Lehrers geſchrieben hatte (vgl. Nachl. S. 238), bereits kritiſch genug, daß er nach einer halbſtündigen Lektüre neben Lachen und Bewunderung doch auch die Anwandlung verſpürte, herzhaft zu „g—ä—h—n—e—n" (Bfe. I, 59). Die Widmung von K.s „Dissertationes mathematicae et physicae", die dem Grafen Wilhelm zur Lippe galt, wird ironiſch parodiert[2]), ſie kam L. anſcheinend allzu demütig und übertreibend vor. Auch dem Aſtronom wird der — wenn auch überzuckerte — Vorwurf der Flüchtigkeit nicht erſpart[3]).

Dagegen zollt er ſeinem Lehrgedicht von den Kometen noch 1778 in den Göttinger Anzeigen öffentlich Beifall, weil beſonders eine Stelle des Gedichts ſich „durch die erhabenen Wahrheiten, die ſie bei ſo vieler Kürze enthält, ebenſoſehr dem Verſtand, als ſie ſich durch Harmonie dem Gedächtnis einprägt"[4]).

Die „Harmonie" dieſer Verſe, die ſich auch in der klaren Zweiteilung mittels der poetiſchen Worte teils—teils ausdrückt, dünkt uns trotz der „erhabenen Wahrheiten" nicht gerade hinreißend, erklärlich iſt L.s Kritik aber, wenn man erwägt, daß er das Lehrgedicht eigentlich als den Gipfel aller Poeſie anſah und daß er die braven Verſe zur Beruhigung der durch die Kometenfurcht verſtörten Gemüter verordnete.

Noch einmal ſchneidet Käſtner gut ab in dem Charakteriſierungs-

---

[1]) Vgl. noch J. 423. „Käſtner iſt hart."

[2]) S. C. 197 nebſt Anm.

[3]) S. D. 38, auch wohl 73, ſpäter J. 738, Bfe. III, 270.

[4]) S. Schr. V, 150, auch E. 168. Die betreffende, von L. zitierte Stelle lautet:

Der Menſch iſt nicht der Zweck von Millionen Sternen,
Die er teils kaum erkennt, teils nie wird kennen lernen;
Und daß ein Ländchen nur ſein künftig Unglück ſieht,
Schickt Gott nicht eine Welt, die dort am Himmel glüht.

versuch nach Horazischen Versen[1]). Die Worte: Micat inter omnes — velut inter ignes — luna minores gelten ihm. Ob hier noch einmal die alte Ehrfurcht durchbricht[2]), oder ob er heimlich sich selbst ironisiert, indem er die frühere, längst zurückgenommene Übertreibung spöttisch auffrischt? Wahrscheinlich keins von beiden; vielleicht beabsichtigte L. diesen Scherz zu veröffentlichen, zum mindesten aber im Freundeskreis zu zeigen und wurde durch diese besondere Rücksicht zu seinem enthusiastischen Erguß verleitet.

Öffentlich ist L. niemals gegen Kästner aufgetreten, er hat immer in dem Kollegen den einstigen Lehrer geachtet und diesen geschont[3]), ja er beabsichtigte sogar, ihm öffentlich Hilfe zu leisten gegen den gemeinsamen Feind Zimmermann[4]). Auch Freund Bürger rät er dringend ab, sich mit Kästner zu verfeinden, sicher zum größten Teil aus Besorgnis um Bürger, der „an Kästnern sehr schön, aber sehr hefftig geschrieben" hatte, gewiß aber auch, „um Frieden zu halten" (Bfe. II, 367). In der Sache selbst, die für Kästner nicht eben ruhmvoll ist, stand L. ganz auf seiten Bürgers und die allzuvorsichtige Retirade Kästners hinter die Wälle ostentativer Orthodoxie hat er brieflich (Bfe. II, 368) — mit Anspielung auf ein ziemlich übles Kästnersches Epigramm[5]) — gebührend ironisiert[6]).

Aber gegen Kästners Charakter hat L. immer Mißtrauen gehegt; wenn er sich auch oft an seinem Geist erfreute und seinen Witz im allgemeinen anerkannte[7]), von seinen Epigrammen verschiedene aufzeichnete[8]), der Literat verschwand doch hinter dem „kleindenkenden

---

[1]) S. J. 816.

[2]) Vgl. Leitzmanns Anm.

[3]) Vgl. Bfe. II, 37.

[4]) S. Nachl. S. 99 ff. nebst Anm. S. 224 ff. Auch diese Schrift ist Fragment geblieben.

[5]) S. Kästners gesammelte Poetische und Prosaische Schönwissenschaftliche Werke 1841, Epigr. Nr. 218 (I, 67).

[6]) Vgl. hierüber Bf. Nr. 550 und die Anm. dazu. Ferner: Strodtmanns Bürgerbriefe Bd. 3, S. 201 Anm.

[7]) S. F. 262, Aph.-Buch E. F. S. 362.

[8]) F. 601, 736, J. 1195 z. B.

Sticholog en“ [1]), und das ist wohl der Grund, weshalb L.s literarische Urteile sich auf die früheren, so überaus enthusiastischen beschränken [2]).

Zeigte sich L. so auch nicht ungerecht, so kann er doch hier so wenig wie bei Lessing, Herder und anderen verbergen, daß sein ästhetisches Urteil auch durch Eindrücke bestimmt wird, die mehr mit dem Menschen als mit dem Kunstwerk zu tun haben.

Das zeigt sich auch in der Beurteilung Nicolais, dessen aufklärerische Tätigkeit L. besonders für ihn einnahm. Nicolai, der Buchhändler, Verleger, Schriftsteller und Aufklärungsphilosoph, hatte ja schon an den Literaturbriefen mitgearbeitet und die Frucht dieser Tätigkeit ist später von den Xeniendichtern boshaft genug charakterisiert worden. — Man hat sich — nicht zum wenigsten unter dem Eindruck dieser Epigramme und der verschiedenen Züchtigungen Nicolais durch Kant, die Schlegels und Fichte — daran gewöhnt, in Nicolai nur den Verfasser sehr langweiliger und sehr platter Romane zu sehen, einen Rationalisten in des Wortes übelster Bedeutung und allenfalls einen nicht ganz zu verwerfenden Verleger.

Zu dieser Verkennung hat Nicolai selbst durch seine allzu lange schriftstellerische Tätigkeit viel beigetragen, es ist, wie Hettner sagt [3]): „seine eigene Schuld, durch die Thorheiten seines Alters den Ruhm seiner Jugend und Manneszeit in Vergessenheit gebracht zu haben“.

Einst wurde Nicolai viel gefeiert, kaum ein Buch der siebziger Jahre wurde mit solchem Jubel begrüßt, wie der „Sebaldus Nothanker“ Dieser platte, nüchterne Roman erregte nicht weniger Aufsehen als der Werther, wurde auch von bedeutenden Zeitgenossen kaum geringer eingeschätzt als das Werk des jungen Goethe [4]).

---

[1]) S. J. 714, 738 und Anm. nach J. 688.

[2]) S. auch Carl Becker: A. G. Kästners Epigramme, Halle 1911. Wenn auch Kästners Stellung zu L. hier noch nicht des näheren behandelt ist, so ist doch interessant zu sehen, wie weitgehend die Übereinstimmung beider in der Beurteilung verschiedener literarischer Größen ihrer Zeit ist.

[3]) S. Hettner, a. a. O. 3, II, S. 206 (1862).

[4]) Vgl. Richard Schwinger: Friedrich Nicolais Roman „Sebaldus Nothanker“, Weimar 1897. Selbstverständlich fehlten auch andere Stimmen nicht, Herder nannte den Nothanker „wahrlich die genetische und pragmatische Ge-

Zu ihnen gehört auch Lichtenberg, der ganz ehrlich den Poeten Nicolai hochschätzte.

Es war keineswegs nur Höflichkeit und galt nicht nur dem Verleger, daß er ihm lebhaft für den dritten Teil des „Nothanker" dankt. „Die Ehre, die Sie mir dadurch anthun", so schreibt er ihm, „konnte mir kaum angenehmer seyn, als die Freude ein Buch nunmehr vollendet zu sehn, auf welches unser Vaterland stolz seyn kan, und das jedem, der unserer Litteratur wohl wünscht, eine höchst aufmunternde Erscheinung in diesen betrübten Zeiten seyn muß" (Bf. v. 2. September 1776, Bfe. I, 261).

Freudigen Wiederhall fand in L. natürlich vor allem die Reaktion gegen die „betrübten Zeiten".

Zwar ist im Nothanker mehr theologische Polemik als literarische, doch bekommen auch die Originalgenies, gegen die L. gerade damals eiferte, einige Seitenhiebe ab. Trocken und unkünstlerisch, aber klar und verständlich war der Nothanker geschrieben. Feindselig allem Gefühlsüberschwang, aller kraftgenialer Übertreibung erschien er — wenn auch sonst jeden genialen Zuges bar — Lichtenberg als das Messiasbuch. „Warum", so ruft er triumphierend den Originalgenies zu, „warum schreibt ihr denn keine Romane wie den Nothanker, das ist doch einmal ein Buch, das jezt in London deutsch gelesen wird! Nun das habe ich doch gedacht er wird doch noch endlich kommen der Nothanker und es war mir so eben bange" usw. (E. 252) [1]).

Auch die Freuden Werthers hat er sich mit dem Goetheschen Jugendwerk zusammen nach London schicken lassen. Als wirksame Parodie auf den Werther wird er dieses platte, armselige Ding kaum angesehen haben, sonst hätte er es sicher mit Freude und Jubel begrüßt, während er es überhaupt nicht erwähnt, außer in dem zitierten Brief an Dieterich (s. Kap. I).

Dagegen hat er noch in höherem Alter „die Geschichte des dicken Helden mit unbeschreiblichen Vergnügen gelesen" [2]) und ganz ernst-

---

schichte des ganzen Drecks". Schwinger, a. a. O. S. 211. Dort auch Kästners bekanntes Epigramm.

[1]) S. auch D. 516, E. 331.

[2]) S. Bfe. III, 149. Der eigentliche Titel lautet in einem steifen, für N.

haft behauptet „Wahrlich man würde Romane studiren, so wie man Geschichte studiert, wenn Männer von Ihrem Geist, mein theuerster, den Kern Ihrer Erfahrung in der Welt in solchen Vehikeln vor das Publikum bringen wolten" (ebenda) [1]).

Das enthusiastische Urteil L.s über diesen Roman, der bedeutend schwächer ist als der „Sebaldus Nothanker", ist deshalb überraschend, weil dieses Werk den Protest des Rationalisten gegen die kritische Philosophie darstellen und auf praktische Weise deren Lebensunfähigkeit zeigen soll. Nun hat aber L., soweit er sich überhaupt zu einem philosophischen System entschließen konnte, sehr stark zu dem von Kant geneigt; trotzdem geht es nicht an, sein Urteil nur als liebenswürdige Höflichkeit zu nehmen, dazu ist es zu begeistert. Es lag eben in seiner Natur, auch zwei Richtungen nebeneinander gelten zu lassen, besonders wenn die Vertreter zu den ihm sympathischen Menschen gehören. — Doch kann man sich nicht immer ganz des Eindruckes erwehren, als ob zu der Begeisterung, die er in dem Brief an N. von sich gibt, ein wenig dessen Bedeutung als Verleger beigetragen habe [2]).

In seinem Brief vom 2. Juni 1787 [3]) z. B. bringt er so derbe Schmeicheleien an, daß sie fast beleidigend wirken mußten; und ebenso klingt es fast ironisch, wenn er Nicolai mit der Würde „eines großen Kenners und Meisters in diesem Fach" (dem satirischen) belehnt (Bfe. I, 152).

Den von R. v. Spieren [4]) übersetzten Roman „Memoirs of John Buncle" scheint er Nicolai trotz dessen Gegenerklärung zugeschrieben zu haben, wenigstens schreibt er ihm (Bfe. I, 290) „Auf Ihren Buncel freue ich mich, wie ein Kind" und diese Vorkritik könnte ja zu der Annahme bewußter Schmeichelei dem Verleger gegenüber stimmen.

bezeichnenden Kanzleistil: Geschichte eines dicken Mannes, worin drei Heuraten und drei Körbe nebst viel Liebe."

[1]) Es fällt uns heute auf, daß er in den darauffolgenden Sätzen Plan und Programm für einen Rückschau-Roman angibt, wie ihn Goethe uns später geschenkt hat. Fast wörtlich bringt er den Titel Dichtung und Wahrheit.

[2]) Über L.s Teilnahme an der Allg. d. Biblo. vgl. Lauchert, a. a. O. S. 175 ff.

[3]) Bfe. II, 303.

[4]) Gödeke: Grdr. IV (1891), S. 210, 15/2.

Aber selbst diese Rücksicht zugegeben, so ist es doch nicht zu bezweifeln, daß L. Nicolai ehrlich hochschätzte.

In einem Briefe an Dieterich (Bfe. I, 145) spricht er von ihm als dem angesehenen Schriftsteller, und seinem Freund Forster gegenüber, dem er sicher nichts vormachte, äußert er sich über den „vortrefflichen Nicolai, der nun weiter nichts mehr zu thun hat, als zu sterben, um für einen der ersten Köpfe unsers Jahrhunderts gehalten zu werden“ [1]). Nicolai ist ihm wie vielen anderen Zeitgenossen in einer Person der Kosmopolite, der schöne Geist, der Philosoph und der Menschenkenner (s. Bfe. III, 201). — Das ist mehr als eine bloße Schmeichelei. Nicolai hatte — so platt er oft war — doch immer nach dem Ideal der Aufklärung, nach dem study of man gestrebt; er hatte sich z. B. Wieland gegenüber als scharfen Menschenkenner gezeigt und war Kosmopolite insofern, als er durch große Reisen und noch größere Reisebeschreibung an der „Verbrüderung des Menschengeschlechtes“ tätigen Anteil nahm.

Auch da, wo Beschränktheit und Intoleranz des fanatischen Aufklärers zutage trat, wie manchmal in N.s theologischen Kämpfen, ist L. ihm noch gefolgt, es haben ihm sogar „vorzüglich die derben und so grade geführten Hiebe auf das Fell des catholisch Geistlichen Hornviehs, da wo es am dünnsten ist, und die Blitze auf das System der allein selig machenden Dummheit“ „unbeschreibliches Vergnügen“ gemacht [2]).

Wie Lichtenberg ist auch Nicolai von der einen positiven Seite sokratischer Lebensweisheit durchdrungen, daß Wissensmehrung mit ethischem wie eudämonistischem Fortschritt in engem Verhältnis stehe, ohne daß er deshalb ein „bloser aufgeklärter Bengel“ gewesen wäre, wie Lichtenberg Winkopp einmal nennt [3]).

Daß Nicolai die Volksliederbestrebungen des Sturm und Drangs lächerlich machte, konnte L. ihm um so weniger übelnehmen, als er selbst an diesem Spott redlich teilnahm. Wie er immer wieder

[1]) Bfe. II, 323.
[2]) Bfe. II, 267.
[3]) Bfe. II, 267.

die Deutschen aufzurütteln versuchte, an ihre Eigenart zu denken, so ist auch N. wieder und wieder für deutsches Wesen eingetreten, so daß L. zuletzt sogar ungeduldig über die „hundertmal hergelyerte Klage der allgemeinen Bibliotheck" spottet [1]).

So hat L. in Nicolai vor allem den Mitkämpfer geschätzt und geehrt, doch gibt sein Urteil ein klares Bild von N.s Bedeutung für seine Zeit. Hat auch L. bei Goethe geirrt, so hat er im ganzen über Nicolai gerechter und richtiger geurteilt als die Nachwelt, wenn auch seine höchste Sympathie dem Widersacher des Sturm und Drangs galt.

Noch größere Begeisterung zeigt er für einen anderen Genieverfolger, obwohl dieser erst recht eigentlich auftrat, nachdem die „Genies" als solche zum größten Teil vom Schauplatz abgetreten waren.

Es ist J. G. Müller aus Itzehoe, der „deutsche Fielding", wie ihn L. verschiedentlich preist [2]).

Da Müller sich in bewußten Gegensatz stellte zu der Empfindsamkeit der Genies und der Anakreontiker, so läßt sich diese Titulatur immerhin rechtfertigen.

Über die künstlerischen Produkte Müllers hat L. sich oft geäußert. So schreibt er am 10. Februar 1783 an ihn selbst: „Für die Erzählung vom Ring dancke ich recht hertzlich. Ich habe an vielen Stellen laut gelacht. Die Ründe in der Composition hat mich ungemein gefreut. Das Feuer entsteht aus einem Fünckchen und verlöscht wieder an der Stelle. Der durchaus gute moralische Zweck ist ebenfalls ein Hauptvorzug und deswegen hätte ich den kleinen Fleck von dem matrimonialischen Versuch, die Frau zu wecken, in der ersten Geschichte fast weggewünscht" usw. [3]).

Auch in einem anderen gleichzeitigen Brief [4]) — Ebstein nimmt an, daß er an Meister gerichtet ist — lobt er die „Ründe in der Composition" das „simplex dumtaxat et unum", woraus er schließen

[1]) S. E. 153.

[2]) S. Bfe. I, 364; II, 167; III, 124, 125.

[3]) Bfe. II, 68.

[4]) S. Erich Ebstein: L.s Mädchen. Süddeutsche Monatshefte 1907, S. 25.

zu können glaubt, daß das Werk „kein deutsches Produkt" ist. Und dann folgt ein ganz charakteristischer Satz, der klar erkennen läßt, daß ein Buch, das andere Ziele verfolgt, als es die in Deutschland damals herrschende literarische Richtung tat, von vornherein auf L.s Beifall rechnen konnte. „Denn die Leute in Deutschland", fährt er fort, „die so etwas schreiben könnten, schreiben so etwas nicht".

Deutlicher konnte er nicht zugeben, daß ihn hier ästhetische Fragen wenig berührten, daß ihn die ethische Wirkung von Kunstprodukten weit wichtiger dünkte als ihre künstlerische Bedeutung. Der „gute moralische Endzweck", das platte „Ende gut alles gut", das in diesem Roman überzeugend zur Geltung kommt, ist ihm so wichtig, daß er ihn weit über den „Werther" stellt, der das Unglück hatte, in gärender Zeit von unreifen Jünglingen mißverstanden zu werden.

Daß es den anderen deutschen Dichtern nicht an der Künstlerkraft fehlte, ähnliche Werke hervorzubringen, hat L. in dem zitierten Satze ja zugestanden; wenn er es versuchte, dem Müllerschen Roman ganz besondere künstlerische Qualitäten zuzuschreiben, so geschah das eben, um sein günstiges Urteil zu begründen.

Da er vor allem den Werther im Auge hatte bei seinen Anspielungen auf unmoralische Romane, so dürfte sich eine kurze Charakteristik des weniger bekannten „Rings" rechtfertigen, der mit dem Werther nichts weiter zu tun hat, als daß er ihm so fern steht wie der Bettler dem König.

Der Ring, eine komische Geschichte nach dem Spanischen, ist eine Art Boccaccionovelle, in usum Delphini bearbeitet.

Drei tugendhafte junge Ehefrauen und drei weniger musterhafte Ehemänner schaffen die für einen komischen Roman nötigen Verwickelungen. Die Männer werden durch die Schlauheit ihrer Ehegattinnen und durch mehr oder weniger ingeniöse, wenn auch nicht sehr glaubwürdige Mittel, von ihren diesbezüglichen Lastern geheilt. Der eine schwört Geiz, Wucher und Vernachlässigung seiner Eheliebsten ab, nachdem man ihn erst glauben gemacht hatte, daß er tot sei, um ihn danach wieder von diesem angenehmen Zustand zu entwöhnen. Der zweite findet nach einem nächtlichen Ausgang, den er für seine angeblich kranke Frau unternommen hatte, sein Haus

verändert vor und entgeht mit Mühe harten Schlägen. Da er am anderen Morgen alles wieder in schönster Ordnung findet, muß er die nächtliche Veränderung auf seine nicht allzu seltene Trunkenheit zurückführen und entsagt ihr nun zum besten seiner Gattin. Der dritte und schwerste Heilungsprozeß betrifft einen ältlichen und eifersüchtigen Gatten, der seine junge Frau aus Furcht, gehörnt zu werden, sogar an seiner eigenen Seite in einem Sack zu schlafen zwingt. Hier ist die Therapie denn auch etwas langwieriger und für den Kranken schmerzlicher — ohne deshalb wahrscheinlicher zu sein, als die übrigen —, sie führt aber dann auch zu dem gewünschten Erfolg.

Wie man sieht, eine ganz harmlose Geschichte — die Therapie gibt an Originalität den Lasterkrankheiten nichts nach —, nicht ohne verschleierte Lasziviläten und gewürzt mit einigen satirischen Bemerkungen im Fliegenden-Blätter-Stil. Aber sie ist einfach und ohne Prätension erzählt, brav, klar und im Grunde nüchtern.

Da jedoch die Tendenz, die Menschen zu bessern und zu bekehren, ständig laut versichert wird, da von dieser Geschichte gemütsaufregende und verwirrende Wirkung nicht zu fürchten war, so hätte sie L. — hierin ganz Rationalist und Pragmatist — sicher auch dem tiefsten, aber gefährlicheren Kunstwerk vorgezogen.

Müllers Gegensatz zu den Empfindsamen und Kraftgenialen kam in diesem Roman eigentlich nur durch die Art der Ausführung, höchstens noch durch die Wahl des Stoffes, zum Ausdruck. In dem folgenden Roman dagegen, dem „Siegfried von Lindenberg", hat er bereits in der Vorrede seine Abneigung gegen die „schönen Geister" betont und das Werk Nicolai gewissermaßen als dem Oberbefehlshaber der Schöngeistbekämpfer „dediciert". Vor allen Gestorbenen und Lebenden, die von der Genieseuche frei sind, macht er eine Verbeugung; alle die sind es, denen auch Lichtenberg Achtung zollt, während die verhaßte Tagesliteratur karikiert wird. Was tut es, daß die Karikaturen einigermaßen platt sind, daß schon diesem Roman, obwohl er im übrigen künstlerisch etwas höher steht als der „Ring", die gepriesene „Ründe" fehlt; die nüchtern praktische Tendenz, die Übereinstimmung von Müllers Urteilen mit den eigenen entschädigen Lichtenberg für alles.

Sogar die Fortsetzungen des „Siegfried", die Müller später unter dem Titel: „Komische Romane aus den Papieren des braunen Mannes und des Verfassers des Siegfried von Lindenberg" herausgab, und die, dieselben Themen endlos variierend, in allerflachster Aufklärungsphilosophie ertrinken, sogar die hat der geistreiche Göttinger Professor nicht nur lesen, sondern sogar „im ganzen für vortrefflich" und für viel zu kurz halten können [1]) (Bfe. II, 168). Noch am 16. Juli 1794 schreibt er Müller begeistert: „Über die Unerschöpflichkeit Ihres Genies, theuerster Freund, muß ich in Wahrheit erstaunen. Sie tragen in dem kleinen Itzehoe ein ganzes London in Ihrem Kopf" usw. (Bfe. III, 125).

Man kann demnach Lichtenberg nicht von dem Verdacht freisprechen, daß er es über sich gebracht hätte, die geplanten 30 Bände Siegfriediana [2]) zu bewältigen und bei ihrer Geburt womöglich hilfreiche Hand zu leisten, hat er doch auch nach Kräften zur Popularisierung der Müllerschen Werke beigetragen, so im Taschenkalender von 1784 12 Kupfer gebracht, „die einiges aus dem bekannten, beliebten und originaldeutschen Roman Siegfried von Lindenberg, meisterhaft darstellen" [3]); und in der Hogarth-Erklärung „Der Weg der Buhlerin" vom Jahre 1795 redet er Müller dithyrambisch an: „.... hätte ich Deine Feder vortrefflicher Müller aus dessen unerreichbaren Romanen immer unverkennbare Menschenstimme noch rein und hell hervortönt, während der größte Teil des übrigen zu immer schlechterer und schlechterer Instrumental-Musik herabsinkt" usw. (Hog.-Erkl. II, 271/72).

Ganz interessant ist es noch, daß L. dem Itzehoer Dichter eine äußere Ähnlichkeit „mit Göthen" „um die Lippen und das gesunde Zahnwerk" zuschreibt [4]). Ob diese äußere Ähnlichkeit auch auf eine innere hindeuten soll, ist zum mindesten zweifelhaft, denn obwohl

---

[1]) Nur einige geringfügige Ausstellungen macht er, die aber das Lob des Romans als Ganzes nur bekräftigen.

[2]) S. S. v. L. ed. 1791. X, 3. Teil. Vorrede.

[3]) Die Erklärungen zu den Kupfern stammen von Müller selbst. S. Bfe. II, 67, und Lauchert, a. a. O. S. 96.

[4]) S. Bfe. II, 248.

Goethe damals — der Brief ist Ende des Jahres 1785 geschrieben — schon „Geheimbder Rath" war und auch als Dichter noch rühmlichst genannt wurde, so ist es doch fraglich, ob Ähnlichkeit mit ihm in L.s Augen einen besonderen Vorzug bedeutete. Am wenigsten doch für Müller, dessen „Schreibart" L. als „musterhaft und gewissenhaft rein" [1]) preist, in dem er den vorbildlichen Stilisten sieht, — denn „wer nicht so deutsch schreibt wie Er, schreibt es schlecht", behauptet er (ebenda) —, dem er sogar kurzerhand den hohen Platz des „Genie" anweist [2]).

Ein überzeugender Beweis, daß er ihn unter den deutschen Romanciers sehr hoch stellte, wenn nicht gar höher als alle anderen. Außer den vorher erwähnten Gründen mag ihn zu dieser Hochschätzung noch die persönliche Freundschaft veranlaßt haben, die ihn mit M. verband, wenn man nicht boshafterweise den Grund darin suchen will, daß L. „keine deutschen Romane die von einem gewissen Herrn Müller ausgenommen" las (ebenda) und sich so den Geschmack verdorben hatte. Doch darf man wohl diese letzte Übertreibung auf das Konto der freundschaftlichen Beziehungen zwischen L. und dem Schriftsteller setzen, darf aber andererseits nicht übersehen, daß weder Hippel noch Musäus sich der Beachtung L.s erfreuten. Das ist auffallend genug, da gerade Musäus den Anstoß zu der Reihe humoristisch-satirischer Romane gegeben hatte, in denen die Müllerschen nur ein Glied bilden [3]).

Die Tendenz seiner Romane war ja dieselbe wie die der Müllerschen oder der Nicolaischen und die Kunst seiner Darstellung zum mindesten nicht geringer. Noch ist anzunehmen, daß er eher eine Rolle bei Lichtenberg gespielt hätte, wenn dieser ihn als Verfasser der „Physiognomischen Reisen" gekannt hätte, aber er deutete den Anonymus anders (s. Bfe. I, 332, 339). Daß nicht Musäus oder auch Hippel, dessen Satire sich öfter zu einer gewissen Schärfe und

[1]) S. Bfe. II, 248.

[2]) Ebenda. Aus dem Zusammenhang geht hervor, daß L. diesem Worte die Bedeutung gab, die wir damit verbinden und nicht die allgemeinere der damaligen Zeit, die sich eher mit unserem Wort „Talent" deckt.

[3]) S. Muncker Musäus A. D. B. Bd. 23, S. 87.

Schneidigkeit erhebt als die Müllers, dieselbe Hochschätzung wie dieser bei L. genossen, ist kaum aus dem Charakter des Göttinger Satirikers zu erklären, dessen „Bajonettenwitz" keineswegs sehr zahm war. Der Grund hierfür ist wohl nur in dem Zufall zu suchen, daß L. Müller durch Dieterich persönlich kennen lernte [1]), während die beiden anderen Dichter dieses Vorzugs nicht teilhaftig wurden.

Doch hätte auch ein anderer Schriftsteller, den L. kannte und schätzte, genug Gelegenheit zu einem Vergleich mit Müller geboten, der eigentlich zu dessen Ungunsten hätte ausfallen und ihn in der Rangordnung hätte herunterdrücken müssen. — Ich meine Wieland. Müller hatte in seiner Don Quijotiade, dem Siegfried, mit dem moralischen Knüppel dreingeschlagen, sich in lange, recht ungraziöse Erörterungen eingelassen, um am Schluß eigentlich alles ängstlich zu widerrufen und in lächerlicher Weise zu versuchen, aus einem adeligen Esel das Prachtexemplar eines Menschen entstehen zu lassen [2]). Gleich blieb er sich nur in der Bewunderung des „braunen Mannes", d. h. seiner eigenen Person.

Ganz anders Wieland. Seine Satire ist graziös, spöttisch leicht, nie herb oder sehr schneidend, und doch ausgezeichnet durch die Überlegenheit des Darüberstehenden. Den Don Quijote „als ein gutes Spezificum gegen dergleichen Seelenfieber" [3]), d. h. gegen Schwärmerei, verschreibt er zuerst sich und ist immer bereit, das γνῶθι σεαυτόν am frühesten bei sich selbst anzuwenden und Unrecht zu widerrufen [4]).

Trotzdem verzeiht L., der das Eigenlob Müllers überhaupt nicht merken wollte, Wielanden die offenherzige Geschmacklosigkeit nicht, die er dadurch beging, daß er sich in kühner und naiver Selbstbegeisterung im Vergleich mit Euripides den Kranz des poeta laureatus aufs Haupt drückt [5]). Wieland, den er bis dahin hochgeschätzt

---

[1]) S. Bfe. II, 248.

[2]) Vgl. S. v. L. Aufl. von 1791.

[3]) S. Ausgewählte Bfe. Bd. I, S. 319.

[4]) S. z. B. seinen Angriff gegen Uz. Auch seine Haltung in der Alceste-Affäre. Vgl. Bf. an Merck vom 24. August 1776. Wolff: Merck II, 83.

[5]) S. Merkur 1773, I, 134 ff., 3, S. 232 ff. Vorbericht zum 2. Band, S. VII, St. 6, S. 306; St. 9, S. 299 usw.

hat, wird ihm dieser „Entkleidung" wegen ein „ganz anderer Mensch"[1]).

Im Gegensatz zu anderen aber verteidigt er die manchmal allzu hochgeschürzte Muse des „Wollustsängers". Als in schnurriger Vergeltung die von Wein und Tugend überhitzten Göttinger Bündler Wielanden unter diesem wohl von ihm selbst erfundenen Spitznamen zum Tode verurteilen, da findet L. nichts lustiger, „als wenn sich die Nonsenssänger (wie er parodierend und hübsch sagt) über die Wollustsänger hermachen, die Gimpel über die Nachtigallen" (Bse. I, 217). Daß Wieland „ein paar allzu freye Gedichte gemacht hat", verzeiht er gern, da sie „noch überdies mehr wahres Dichtergenie verrathen als alle die Oden vom falschem Patriotismus" usw. (ebenda)[2]). Prüderie lag L. eben ganz fern, er war keineswegs ein „Moraltrompeter" und die moralische Schädigung, die er vom „Werther" fürchtete, hatte mit Erotik nichts zu tun; nur vor Untüchtigkeit, Willen- und Mutlosigkeit als der Frucht dieser Lektüre hatte er Angst.

Er selbst ließ sich in seinen Briefen recht gern gehen und seine erotischen Witze, so geistreich der eine oder der andere ist, streifen oft genug die Zote. Doch ist es im allgemeinen mehr die ungenierte Derbheit des Kraftgenialen, die ihm eigen ist, weniger die eher lüsterne Versteckheit des erotischen Scherzes bei Wieland. Deshalb kann man heute noch viel eher Gefallen finden an L.s Nacktheiten als an Wielands halbnackten Anspielungen. Es fällt einem heute schwer, zum Beispiel Wielands Lust an seinem „Combambus" zu teilen. Das Sujet, die Crébillonsche Art der Behandlung, erscheint heute — auch ohne jede moralisierende Voreingenommenheit — ziemlich widerwärtig und die Leichtigkeit der Sprache, die Geschicklichkeit des Reims kann uns nicht mehr entschädigen. Aber auch solche Scherze, die uns flach dünken, hat Lichtenberg durchaus goutiert. Mit lächelndem Behagen spricht er verschiedentlich von „Combambischen Beweisen" usw.[3]).

[1]) S. F. 177, auch unter Goethe.

[2]) S. auch E. 228, 229.

[3]) S. D. 323, E. 187, 277.

Die Lust am Diesseits, die Wieland hier und anderswo allzu unzweideutig betont, war L. als Gegengift für unsinnliche und übersinnliche Schwärmerei willkommen; deshalb hat er Mängel — falls sie ihm überhaupt aufstießen — wohl mit Absicht nicht namhaft gemacht.

Daß die Tendenz eines Werkes sein Urteil wohl beeinflussen konnte, scheint mir — im Gegensatz zu jener — seine ungleich feinere und originellere Kritik des „Agathon" zu beweisen, denn sie trifft schlagend den schwächsten Punkt des Werkes, der in der äußerlich moralisierenden Tendenz des „Agathon" besteht. Für Lessing war dieses Werk „der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf, von klassischem Geschmacke". Dann aber fragt er selbst sogleich: „Roman? Wir wollen ihm diesen Titel nur geben, vielleicht, daß es (das Werk!) einige Leser mehr dadurch bekömmt" [1]).

Lessing hat so, wenn auch nur vorsichtig, die Form des Romans gerügt, Lichtenberg knüpft — und das ist bezeichnend für ihn — mit seiner Kritik an den Helden Agathon an. Die durchaus schematisch und unkörperlich gezeichnete Gestalt Agathons, der nur Plakatträger für die Erklärung von Wielands Geistesänderung und Entwicklung ist, intriguiert ihn. Er urteilt sehr geschickt, daß W. nur „Testimonia" gäbe, statt den Menschen selbst sprechen zu lassen [2]), daß er persönlich „durch das ganze Stück dem Agathon nicht recht gut gewesen", daß er „es dem Delphischen Jesuitenschüler mißgönne, daß sich ein so großer Mann wie Wieland für ihn interessiert und jede seiner Alltagsempfindungen durch so feine Theorien zu adeln sucht" (C. 238) [3]).

Doch steht L. der Roman als Ganzes ersichtlich hoch und in „Dienbare Betrachtungen für junge Gelehrte hauptsächlich auf Universitäten" behauptet er sogar, daß eine „große Seele" „ungern

---

[1]) S. Lessing ed. Lachmann-Muncker Bd. 10, S. 80.

[2]) Wie man sieht, eine ganz moderne Tendenz, nicht zu beschreiben, sondern — auch in der „Epik" — durch Handlungen und Äußerungen einer Person ihr Charakterbild zu gestalten.

[3]) Vgl. ferner über Agathon B. 315, 342, C. 323, Schr. III, S. 31, 34, auch von Kästner: Agathon und Tom Jones, ein Romanheldengespräch: Ges. Poet. und Prof. Schönwissenschaftliche Werke (1841), IV, 153 ff.

oder mit Schaden, komische Erzählungen, Agathons, Musarions oder Yorikische Reisen" entbehre [1]).

Von anderen Werken Wielands hat L. sich noch über den neuen Amadis geäußert, der ihm Bewegungen schmerzlichen Erstaunens entlockte [2]). Sonst hat ihm nur noch der Vorschlag W.s, die Damen „Jupons" zu nennen — nach dem Vorbild des pars pro toto Ausdrucks „Chapeaux" für Männer —, Gelegenheit gegeben, witzelnde, nicht sehr geistreiche Konsequenzen zu ziehen (ebenda). Der Amadis an und für sich scheint also keinen großen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, wenigstens hat er nichts Bedeutenderes über ihn gesagt. Ebensowenig hat er ein genaues, deutliches Urteil über den „goldenen Spiegel" gegeben, denn an der Versicherung: „Ich lese den güldnen Esel noch immer lieber als den güldnen Spiegel" mag die Freude am Wortwitz, den der zufällige Untertitel der Metamorphosen des Apulejus herausforderte, mehr Anteil haben als eine unbefangene Kritik dieses flott geschriebenen Aufklärungsromans, dessen satirische Ausfälle auf das literarische und politische Leben Lichtenbergs Ansichten ziemlich parallel laufen. Da L. öfters Wortwitze macht, oft auch, wie man deutlich merken kann, von einem Wort ausgehend seine Gedanken bildet, so hat diese Annahme manches für sich. Hinzu kommt, daß Wieland im Gegensatz zu Müller gar nicht davor zurückschreckt, seinen Spiegel auch der Elite, dem Adel usw., vorzuhalten, ohne immer wieder ängstlich zu widerrufen, eine Kühnheit, die auch L. eigentlich als Vorzug empfinden mußte.

Diesen ungerechten Tadel macht er jedoch wieder wett, indem er Wielands Hauptwerk, für welches dieser auch von Goethe mit dem Lorbeerkranz ausgezeichnet wurde, laut und öffentlich als einzigartig und einzigdastehend preist. „Welche Nation und welches Zeitalter, möchte man fragen — so sind seine Worte —, haben etwas

---

[1]) S. Schr. III, S. 10. Vgl. über die komischen Erzählungen z. B. Hettners allzu scharfes Urteil (a. a. O. II, 2, 478). Über ihre Entbehrlichkeit bei der Erziehung „großer Seelen" ist natürlich nicht zu diskutieren.

[2]) Vgl. Bfe. I, 89. Der köstliche, grotesk humorvolle und echt Sternesche Bericht vom Unfall des Phutatorius, den L. im Auge hat („der alte Shandy" ist ein Irrtum), ist im Tristram Shandy, Tauchnitz ed. 1849, S. 247 ff. zu finden.

den Stanzen im Oberon Ähnliches aufzuweisen, zumal den Schilderungen weiblicher Schönheit in demselben?“ [1])

Der Künstler Wieland bleibt L. überhaupt unantastbar; mag er auch manches an der Gestalt des Agathon auszusetzen haben, die seinen Beobachtungen Wielands bewundert er rückhaltlos (s. o.). Ebensoviel gilt der Dichter als Stilist bei ihm: „Wieland schreibt“ — neben Lessing und Kästner — „unter den Deutschen die beste Prosa“ (B. 64) [2]) und unter den wenigen Menschen, die L. beneidet, figuriert auch der Oberon-Dichter (B. 73 Nachl. S. 15), dem er nicht nur in dem halbironischen Meßkatalog von 1868 (B. 41) einen Anspruch auf die Ewigkeit zuerteilt; er bekräftigt dies Urteil auch mit den viel ernsteren Worten: „Seine Werke können sich mit offener Stirn allen Jahrhunderten zeigen, und wenn sie nicht gefallen unerschrocken sprechen: O der Barbarey“ (B. 250) [3]). Sogar zu einem schwärmerischen Lob fast im Klopstockstil hat er sich begeistert und in seinem Mund klingt dies beinahe unwahr. „Sein Rosenfarb und Silber,“ schreibt er, „sein Quell des Lichts, sein Klang der Sphären haben für den Kenner im Stillen zu seiner Zeit eben den Werth, den seine verschobenen Halstücher, seine leinenen Nebel und seine zweydeutigen Schatten zu einer andern Zeit für einen andern Leser haben“ (B. 317) [4]).

Nicht ganz so unbedingt war L. mit Wieland, dem Menschen, einverstanden, seine Glossen gelegentlich der Alcesteabhandlung

---

[1]) Im Gött. Mag. 1783, Schr. V, S. 94.

[2]) Über Wielands Sprache und seine endlosen Perioden vgl. Ischer: Kleine Studien über Wieland, S. 12 ff. So klar und deutlich nun L.s Gedanken sind, so durchsichtig der Ausdruck derselben, so zeichnet sich sein Satzbau andererseits auch durch eine gewisse Kompliziertheit aus, die der satirischen Schreibweise besonders günstig ist: Untergeordnete Relativ- oder Konjunktionalsätze, die einem ironischen Gedanken etwas nonchalant Hingeworfenes geben, machen seinen Stil langatmig, ohne deshalb zur Undurchsichtigkeit und Uneleganz zu führen. Etwas Ähnliches ist in Wielands Satzbau zu finden, der aber verwickelter und unübersichtlicher ist.

[3]) S. auch Schr. III, 9, 10; IV, 192, 274.

[4]) „Das Einschmeichelnde der Wielandschen Muse ist gewiß nie glänzender gewürdigt worden“ meint Leitzmann hierzu. S. Nachl. S. 193.

wurden schon erwähnt. Dann hat er auch den zweiten Jahrgang seines kurzlebigen Magazins zu einer Polemik gegen Wielands Aufsatz „Briefe an einen Freund über eine Anekdote aus J. J. Rousseaus geheimer Geschichte seines Lebens" zur Verfügung gestellt; und obwohl er die betreffende Beckersche Schrift anscheinend nicht allzu hoch einschätzt, bemerkt er doch ziemlich schadenfroh im Brief an Girtanner vom 9. May 1781 „Im Gantzen gönne ich dem etwas prahlenden Wieland seinen Irrthum" (Bfe. I, 377) [1]).

Doch auch das sind nur vorübergehende Stimmungen. Im allgemeinen ist er so gut auf Wieland zu sprechen, daß er ihm sogar eine Originalität beimißt, die wir ihm heute — und seit Goethe schon — nicht mehr zuerkennen werden. Zu dem günstigen Urteil mögen ihn außer den wirklichen, fein charakterisierten Vorzügen der Wielandschen Kunst noch andere Verdienste des Weimarer Hofrats bestimmt haben. So seine Bemühungen, Shakespeare in Deutschland einzubürgern [2]), vor allem aber die eleganten Florettstiche, die Wieland so ziemlich in all seinen Werken den Empfindsamen, den ätherischen Liebhabern, den Gefühlsphilosophen, kurz allen denen verabreicht, die auch L. für Schädlinge erachtet und als solche bekämpft.

Hatte nun noch Wieland im Physiognomiestreit — diplomatisch wie er war — ihm ohne Aufforderung „alle Gerechtigkeit widerfahren lassen" [3]), so hat er nicht nur Anspruch auf den Namen eines „einsichtvollen und unparteiischen" Mannes (ebenda), es wird ihm auch verziehen, daß er die erste Abhandlung Zimmermanns gegen L. im Merkur aufgenommen hatte [4]).

Selbstverständlich ist's, daß Wielands aufklärerische Tätigkeit L. besonders sympathisch berührt. In dem im Juliheft des Merkurs von 1788 erschienenen Aufsatz des Weimarer Hofrats über Gedanken- und Glaubensfreiheit findet er „vortreffliche Gedancken", wenn er auch die Beweisführung tadelt [5]).

---

[1]) Näheres über die Frage in den Anmerkungen zu diesem Briefe Nr. 285.
[2]) Vgl. D. 125.
[3]) Schr. V, 79 Anm.
[4]) S. III. Teil.
[5]) S. Bfe. II, 346.

Alle derartigen Bestrebungen Wielands, die in L. so viel Verwandtes trafen, bewirkten, daß er in L.s Rangordnung im ersten Gliede aller Schriftsteller marschiert.

Den lebens- und sinnenfreudigen Anschauungen, die W. bekundet, stimmt L. ohne Einschränkung bei.

Ähnliche Geistesrichtung mag ihn auch bei einem anderen Schriftsteller, der nach Gervinus Wort „den Weg, der Wieland von der Schwärmerei zur Sinnlichkeit geführt hatte, gerade zurückführt“ [1]), zu einer günstigen Voreingenommenheit gebracht haben. Allerdings hat er diesen — Moritz August von Thümmel — erst als Verfasser der 1791 ff. erschienenen „Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785 bis 1786“ erwähnt. Wenigstens findet sich keine Notiz, keine Briefbemerkung über die seiner Zeit viel gepriesene „Wilhelmine“, die doch von Lessing als Erstling eines neuen Genies begrüßt wurde [2]). Daß L. diese Idylle — falls es angeht, das Werkchen so zu klassifizieren — ganz übersehen hätte, ist nicht gut anzunehmen, da ihm ihre Existenz allein durch den Nothanker nicht unbekannt sein konnte. Auffallend ist es allerdings, daß er sich nie über das „prosaisch komische Gedicht“ geäußert hat, denn die Satire auf die tölpelhafte Unschuld vom Lande und die üppige Hohlheit und Verderbtheit des Hofes war teilweise nach L.s Geschmack. Aber auch in seiner Kritik der Thümmelschen Reise hat er sich — seiner gewöhnlichen Neigung entgegen — gar nicht um die Tendenz des Werkes und die Anschauungen des Verfassers bekümmert, der doch die Entwickelung eines Hypochonders zu einem lebensfrohen Menschen in gar anschaulicher Weise darzustellen sucht [3]). Allerdings hat L. — nach seinen Tagebuchaufzeichnungen zu urteilen — nur die beiden ersten Bände gelesen, die die Entwicklung nur ahnen lassen, und so beschränkt sich seine Kritik allein auf das Formale.

Vor allem hat er gleich bei der ersten Lektüre „die Verse darin göttlich schön“ gefunden (Anm. zu J. 537). Die göttliche Art sieht

---

[1]) Gervinus, a. a. O. V, S. 231.

[2]) S. E. Schmidt, a. a. O. 3ª, I, 458.

[3]) S. Xenien Nr. 736.

er in der bewundernswürdigen „Applicatur mit der er sich gleichsam vorsäzlich mit Parentheſen den Weg zu verſezen ſcheint, um hernach wie die glätteſte Schlange durchzuglitſchen, ohne auch die kleinſte Faſer von Sinn und Reim hinter ſich zu laſſen“ uſw. (Bfe. III, 20, auch J. 551).

Das alſo, was Leſſing in Klopſtocks Proſaſtil bewundert, „die wirklich meiſterhafte Periodiſierung, die ſtarken Inverſionen“ uſw. [1]), kurz, die künſtleriſche Beherrſchung der Ausdrucksmittel, ſinkt hier in L.s Beleuchtung einfach zu einer techniſchen Spielerei herab. Eine naiv-unkünſtleriſche Kritik des klugen Mathematikprofeſſors! [2])

Und doch wäre es ungerecht, aus dieſer Äußerung einen endgültigen Schluß auf die Amuſität L.s zu ziehen. Feines künſtleriſches Verſtändnis hatte er bei Wieland gezeigt, in glänzender Weiſe zeigt er es noch einmal bei einem wunderlichen, launenhaften Muſenliebling, bei dem, der alle Arten und Unarten ſeiner Zeit zuſammenraffend und ſie mit eigenem Geiſt beſeelend, auf der Brücke vom 18. zum 19. Jahrhundert ſteht. Es iſt Jean Paul Friedrich Richter, der gleich am Anfang ſeiner literariſchen Laufbahn mit Lichtenberg in Verbindung trat, indem er ihn um Aufnahme ſeiner Erſtlingsſatiren in das „Magazin“ bat [3]).

Lichtenbergs Entſchließung oder ſeine Antwort iſt nicht erhalten; erſchienen iſt nichts von Jean Paul im Magazin. Der Grund dafür iſt vielleicht in dem frühen Eingehen der Zeitſchrift zu ſuchen, wenn anders die Art der Satiren in den Rahmen des Magazins paßte. Denn obwohl Lichtenberg den Höhepunkt des Jean Paulſchen Schaffens nicht mehr erlebte, ſo hat er den Dichter bei allem kritiſchen Tadel doch unter die bedeutendſten Zeitgenoſſen gerechnet. Seine Auslaſſungen über ihn in dem Briefe an Benzenberg vom Juli 1798 (Bfe. III, 204) nehmen ſchon all das voraus, was Fr. Viſcher ſpäter in geiſtreicher Weiſe geſagt hat [4]). Der betreffende Paſſus

---

[1]) S. E. Schmidt, a. a. O. 3a, II, S. 540.

[2]) Es wird hierauf bei der Beſprechung Klopſtocks zurückzukommen ſein.

[3]) S. Nerrlich: Jean Paul und ſeine Zeitgenoſſen, S. 179/80. Dort auch über die hohe Schätzung, die Jean Paul Lichtenberg zollte.

[4]) S. Nerrlich, a. a. O. S. 18 ff.

lautet: „Um den ersten Theil der neuen Auflage des Hesperus bitte ich recht sehr, blos des Portraits wegen, das ich über alles gern zu sehen wünschte. Ein Schrifftsteller wie Jean Paul ist mir noch nicht vorgekommen, unter allem was ich seither gelesen habe. Eine solche Verbindung von Witz, Phantasie und Empfindung möchte auch wohl ungefähr das in der Schrifftstellerwelt seyn, was die große Conjunction dort oben am Planeten Himmel ist. Einen allmächtigern Gleichniß Schöpfer kenne ich gar nicht. Es ist, als wenn in seinem Kopf sich jeder Gegenstand in dem Reiche der Natur oder der Körper Welt sogleich mit der schönsten Seele aus dem Reich der Sitten der Philosophie oder der Gnade vermählte und nun mit ihr in Liebe verbunden wieder hervorträte. Haben Sie wohl die Stelle in dem Campaner Thal gelesen, wo Chiaur in einem Lufftball aufsteigt?

Ich kann mich nicht erinnern, daß seit langer Zeit irgend nur ein Bild einen so hinreißenden Eindruck auf mich gemacht hat. Ich muß gestehen, ich legte das Buch weg, um ihn recht lange zu behalten, denn ich fürchtete, er möchte vielleicht in der nächsten Periode durch einen vielleicht blos witzigen Einfall gestört werden.

Dieses ist, wo ich nicht sehr irre, der einzige Fehler dieses wunderbaren Schrifftstellers; er weiß seinen Reichthum nicht immer mit Geschmack anzuwenden. Ein Bild jagt das andere und eine Blüthe erstickt die andere. Deswegen kan ich die Wahrheit zu gestehen, nicht viel auf einmal in ihm lesen. Vielleichtt gäbe sich das mit den Jahren und wenn man einige Alten nicht der Materie, sondern blos der Form wegen ließt“ [1]).

Ein kluges und inzwischen oft wiederholtes und oft bestrittenes Urteil über „Jean Pauls Romanen“, das ein anderer Kritiker in der Gothaischen gelehrten Zeitung veröffentlichte, notiert er sich mit genauer Quellenangabe, denn „man kann nichts besseres und gründlicheres über diesen sonderbaren Schrifftsteller sagen“ (L. 578). Der Hauptinhalt dieses Urteils ist kurz der: daß die Person des Verfassers,

[1]) Die Übereinstimmung der Stelle vom übel angewandten Reichtum mit dem bekannten Schillerschen Xenion ist kaum ein Plagiat; diese Beobachtung mußte sich ja jedem aufmerksamen Leser aufdrängen.

sein Geist und seine Empfindung mehr Interesse erwecken als seine Geschöpfe und deren Schicksale. Ein bedeutendes Lob — und ein starker Tadel für das Wesentliche eines Kunstwerkes, welches als Eigenerscheinung einen Wert darstellen soll.

Es war nicht der einzige und nicht der stärkste Tadel, den Lichtenberg aussprach; kurz danach notiert er unmutvoll: „Jean Paul ist doch zuweilen unerträglich". Er würze alles mit Cayennischem Pfeffer und müsse bald, „um sich kalten Braten schmackhaft zu machen, geschmolzenes Bley oder glühende Kohlen dazu essen" (L. 589). Es ist anzunehmen, daß diese Kritik sich nicht nur auf die allzu weit ausgesponnenen Sarkasmen und satirischen Einfälle bezieht, sondern wie oben schon Pauls Unfähigkeit treffen soll, im Interesse des Ganzen einen Einfall, ein Detail zu unterdrücken.

Und doch — selbst tadelnd ersinnt L. in unbewußter Ehrung des „allmächtigen Gleichniß Schöpfers" immer noch ein Bild, um die verlotterte Architektonik von Pauls Romanen zu charakterisieren: „Jean Paul, schreibt er, sucht den Beyfall seiner Leser mehr durch einen Coup de main als durch planmäßige Attake zu erobern" (L. 612).

Nachweisbar gelesen hat er nach dem oben zitierten Briefe den „Hesperus" und das „Campaner Thal", aber an zwei verschiedenen Stellen (L. 87 und 511) finden sich Verzeichnisse der von diesem „außerordentlichen Kopfe" bisher erschienenen Schriften.

Das bedeutende Interesse, das L. an Paul nahm, macht es wahrscheinlich, daß er sich mit verschiedenen dieser notierten Werke des näheren beschäftigt hat.

Was die verhältnismäßig geringe Anzahl der Bemerkungen angeht, so ist dabei zu berücksichtigen, daß sie alle im vorletzten Lebensjahre L.s aufgeschrieben wurden, zu einer Zeit also, da seine Beschäftigung mit der schönen Literatur nur einen kleinen Raum in seinen Gedanken einnahm.

Sogar über seine anerkannten Lieblinge findet sich kaum ein Wort mehr, und so gewinnen diese wenigen, aber intensives Interesse verratenden Urteile eine besondere Bedeutung; zeugen sie doch davon, daß er in Jean Pauls Schriften mehr geistige Nahrung fand als in den vielen anderen aus dieser Zeit.

Verstärkt wurde unzweifelhaft L.s Interesse durch Jean Pauls leidenschaftliche Stellungnahme zu den Fragen der Philosophie, wenn auch gerade der philosophische Teil des Campanerthals, das ja großen Eindruck auf L. machte, uns wenig originell oder bedeutend anmutet.

Die Überschwänglichkeit, die Sentimentalität, die in höchster Potenz sich breit machenden Einflüsse der Genie- und Empfindsamkeitsepoche, denen des jungen L. Zorn galt, die hat der reife Mann bei Jean Paul nicht mehr gerügt. Seine Kampfeslust war längst verraucht, und andere Götzen waren aufgestanden, deren kulturfeindliches Treiben er wohl erkannte, ohne aber die Kraft zu haben, ihnen entgegenzutreten. Sich aber gar gegen eine Richtung zu wenden, die im übrigen längst abgewirtschaftet hatte und nur noch armselige Epigonen zeugte, an dem Toten, Unschädlichen noch sein Mütchen zu kühlen, das hatte ihm nie gelegen.

Eines aber zeigt der begeisterte Lobredner vergangener Zeiten auch hier wieder — vielleicht gegen seinen Willen —, wie sehr sein Interesse den hervorragenden literarischen Erscheinungen seiner Zeit gilt, wie seine Stellungnahme jedoch weniger durch den künstlerischen Wert literarischer Produkte bestimmt wird, als durch die ethische Wirkung, die sie auf die Zeitgenossen auszuüben imstande sind; so findet er auch im allgemeinen einen Weg, die Schriftsteller einer früheren Epoche mit den jetzt lebenden und wirkenden in Verbindung zu bringen [1]), selbst dann, wenn er sie nur gegen diese ausspielt.

Auch die ihm sympathischen Neuerscheinungen vergleicht er gern mit den Produkten einer Richtung, der er nicht folgen will und kann, und deutlich offenbart sich in solchen Zusammenstellungen, daß seine Natur auf geistiges Kämpfen eingestellt ist.

---

[1]) So Lohenstein (B. 53) und Hofmannswaldau (Schr. 3, 9; Nachl. S. 47). Er hat sie, besonders Lohenstein, ganz wie wir als typische Vertreter schwülstiger Dichtung angesehen.

In den folgenden Kapiteln werden behandelt:

Kapitel III, Lichtenbergs Kampf gegen wissenschaftliches und religiöses Schwärmertum. Seine Polemik gegen Lavater und Zimmermann. (Im besondern: Lavater, Zimmermann, Hamann, Claudius, Jacob Böhme.)

Kapitel IV, Lichtenbergs Widerstand gegen die Empfindsamen, gegen die Tendenzen des Göttinger Dichterbunds und gegen Klopstock. Sein erbitterter Streit mit Voß. (Im besondern: Boie, Miller, J. G. Jacobi, Gleim, Hölty, die Stolbergs, Bürger, Voß, Klopstock, C. F. Cramer, Sturz, Ebert, Matthisson.)

Kapitel V, Lichtenbergs Stellung philosophischen Fragen gegenüber. — Seine pragmatistische Lebensanschauung. Einordnung der Kunst unter dieses Prinzip. Seine Neigung zum Mystischen. Seine Begabung für den Aphorismus. Seine Beurteilung des Journalismus. Seine Stellung zur Aufklärung und zur französischen Revolution. Lichtenbergs Vorgänger und Vorbilder. Sein Einfluß auf das geistige Leben seiner Epoche und das der Folgezeit.

Lebenslauf.

Richard Kleineibst ist geboren am 30. März 1886 zu Weilburg a. d. Lahn, besuchte dort die Volksschule, später das Gymnasium bis zur Obersekunda und widmete sich dann dem kaufmännischen Beruf. Ostern 1908 holte er als Extraneer zu Limburg a. d. Lahn die Reifeprüfung nach und studierte seitdem in München, mußte sein Studium krankheitshalber ein Semester unterbrechen und setzte es dann wieder in Göttingen, Berlin und Straßburg fort. In Straßburg bestand er im Wintersemester 1913/14 das Doktorexamen.

Allen seinen Lehrern erlaubt er sich hier noch einmal gebührend zu danken, ganz besonders aber Herrn Professor Dr. Franz Schultz, der die vorliegende Arbeit nach Kräften gefördert hat.

Seine Lehrer waren die Herren Professoren und Dozenten: Brandi, Brecht, Breymann, Claverie, Dittmann, Doflein, Ebeling, Foerster, Gutzmann, Haguenin, Hartmann, Henning, Jordan, Max Lehmann, Leo, von der Leyen, Maas, Morf, Muncker, Otto, Pariselle, Paul, Peipers, Penck, Pohlenz, Riehl, Roethe, Rupp, Sapper, Erich Schmidt, M. Schmidt, Simmel, Jules Simon, Edward Schröder, Franz Schultz, Schultz-Gora, Stimming, Trautmann, Villmer, Weißenfels, Wells.

Druck von Georg Reimer, Berlin W. 10.